Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dingelstedt, Franz <<von>>,

Frauenspiegel

Nürnberg 1838

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.168
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720031-8

(Lodge. 4/3)
~~Zc. VI. 61.~~
N4
L.g.o. 168

Frauenspiegel.

1.

H. Naeke del. A. Reindel sc.

Frauenspiegel.

Von

[illegible]

Mit sechs Kupf[illegible]

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag.

Frauenspiegel.

Von

Franz Dingelstedt.

Mit sechs Kupfern.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag.

Campescher Drück.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

An

Auguste Dunker.

Ich komme zu Dir, meine Freundin! wie der Römer in den Senat zu Karthago. «Willst Du Frieden, oder willst Du Krieg?» frage ich Dich und reiche beides dar, wie jener in den Falten seiner Toga, so ich auf diesen Blättern. Nun wähle Du!

Ueber den Frieden — das heißt, über den ersten und letzten Theil des Büchleins — habe ich nichts weiter hinzuzufügen, als einen Wunsch. Ich möchte nämlich, daß diese Seite des Spiegels auf Dich einen ähnlichen Eindruck machte, wie einst auf uns beide ein Blick in die klare, blaue Fläche jener Wellen, die den Frieden und die beschränkte Stille unserer heimathlichen Berge abspiegeln, den Eindruck einer begnügten, leise aufathmenden Ruhe.

Aber von dem zweiten Theile, von der Novelle, gestatte mir ein besonderes Wort. Ich weiß, daß die Unverständigen und Böswilligen — (beiläufig: zu welcher Klasse rechnest Du das große Ypsilon, das mein «Hessisches Album» in der Kasseler Allgemeinen Zeitung jüngst so freundlich besprach?) — ich weiß, daß sie aus dieser Novelle wieder «un-

sittliche» Tendenzen herausschmecken und die Fehler der Dichtung oder gar die der Gedichteten auf den Dichter übertragen werden. Ja, sie verklagen mich am Ende bei Deinem eigenen Gewissen, daß ich mich dieses Mal nicht gescheut habe, Deinen Namen, den, welchen ich unter allen am höchsten und theuersten halte, offen an die Stirne meines Buches zu schreiben, als Schild für Gesinnungen und Empfindungen, die in der guten Gesellschaft eigentlich nur hinter einem vorsichtigen «Mit Respekt zu sagen» eingeführt werden dürfen. Dir gegenüber bedarf es der Rechtfertigung nicht und vor jenen ist sie unmöglich. Diese Naturen, welche ihre Incompetenz in schönen Dingen selbst fühlen, schnitzen sich aus altem, gutem Holze ein Lineal, nach dem sie Alles messen, und was nicht an dessen platte Kanten paßt, ist ihnen — unter einer sattsam bekannten und verschrieenen Kategorie — Anathem.

Ich versuche deßhalb auch keine Entschuldigung, außer einer, der der Wahrheit, der Wirklichkeit meines Stoffes. Sonst könnte man mir, vielleicht nicht mit Unrecht, vorwerfen, daß ich mit der Wollust

der Grausamkeit Gräuel und Schmerzen gemacht hätte, aus bloßem Gefallen an ihnen. Hiergegen muß und kann ich mich durch die einfache Versicherung schützen, daß sowohl den Persönlichkeiten, als den Begegnissen in der Novelle eine geschichtliche und lebendige Wahrheit zum Grunde liegt, an der meine Feder eher noch milderte und beschönigte, als überspannte.

Ach, Geliebteste! die Wahrheit im Leben ist oft so hart und häßlich, daß sie sich gern hinter der Dichtung verkriecht, um als Lüge minder abschreckend aufzutreten. Und nicht immer ist es umgekehrt, daß die Dichtung blindlings oder willkührlich auf dunkle und blutige Stoffe gräbt, welche in der Wirklichkeit nicht vorhanden sein können. Jenes ist bei meiner Erzählung der Fall, nicht dieses.

In beiden Seiten des Buches — im häuslichen Stillleben, wie im Kriegsspiel zweier Herzen, durch Ebbe und Fluth, — habe ich ein Allgemeines darstellen wollen, und ich möchte wohl, daß Dein Auge in jeder Welle dieses eine Bild wiederfände, die Liebe im Weibe. Nur wenn Ihr

liebt, spiegelt sich draußen Euer Wesen bestimmt und fertig ab; ohne Liebe ist das Weib ein gestaltloser, zerfließender Schatten.

Ich weiß endlich nicht, ob eine Einzelne oder Mehrere, oder ob selbst Du weibliche Züge, Züge der Liebe, in meinem Spiegel erkennen werden, aber ich wünsche es im Stillen und zuweilen hoff' ich es auch, wenn ich denke, daß die Folie, welche ich aus der eigenen Seele schöpfte und mit reinen Händen unter die Glasfläche goß, daß diese Folie ja eben auch nichts anderes war, als Liebe, — eine lebendige und wahrhaftige Liebe für Eine unter ihnen, für Dich, Du ewig Theure! die ich durch Winter-Nacht und Winter-Ferne mit schmerzlicher Sehnsucht viel tausendmal grüße. —

Franz Dingelstedt.

Frauenlieb' und Leben.

Drei Schifflein treibt auf blauem Plan
Das Leben auf und ab;
Erst fährt's die Schifflein hoch hinan,
Dann abwärts bis in's Grab,
Und in die Schifflein, buntgeschmückt,
Wird einmal jeder Mensch gedrückt.

Das Ruder hält mit sanfter Hand
Die heil'ge Liebe fest,
Die Anker im gewissen Land
Der Glaube fallen läßt,
Und Hoffnung bläst zu neuem Lauf
Die weißen Segel schmeichelnd auf.

Das erste jener Schifflein ist
Nur wenig Spannen lang,
Darin auch Du gefahren bist
Bei and'rer Leute Sang;
Das schaukelt sich auf glatter Fluth
Und schläft sich's drin gewaltig gut.

Das zweite hat für Zweie Raum, —
Du wirst mich schon versteh'n!
Verhüllt von der Gardine Saum,
Umkost von lindem Weh'n,
So treibt's dahin auf hoher Fluth
Und träumt sich's drin gewaltig gut.

Das dritt' ist nur für einen Mann,
Ein schmaler, schwarzer Schrein;
Das sieht sich freilich traurig an,
Allein — Du mußt hinein!
Das geht dann unter in der Fluth
Und liegt sich's drin gewaltig gut.

I.

Dämmerstunde.

2.

H. Nacke del: A. Reindel sc.

«Kinderchen, kommt mir herein! Genug für heute des Spieles,
Morgen ist wieder ein Tag, und ein besserer, hoff' ich, wie heute;
Denn der Himmel war trüb' und es ging ein kühlender Ostwind,
Daß mir im Herzen bangt, ihr habt euch beide erkältet.»
Also rief vom Fenster hinab in den dämmernden Abend
Mutter Marie, die würdige Frau, und winkte den Knaben.
Diese hatten im Hof mit Nachbarskindern gestanden
Und am Gossenstein gar künstliche Brücken gebauet,
Halb aus röthlichem Sand und halb mit geglätteten Kieseln.
Aber als sie die Mutter am obersten Fenster gewahrten
Und der Stimme Ruf, der mahnenden, ihnen herabklang,
Ließen sie flugs die Brück' und die helfenden Handwerksleute,
Strichen die Haare sich glatt sammt den aufgekrämpelten Hosen
Und im Sturmschritt ging es hinauf zu den tönenden Stufen.
Als sie droben zuvor an der reinlichen Stubenthüre
Auf dem geflochtenen Stroh die Stiefel sich beide gereinigt,

Traten sie rothen Gesichts und mit freundlich glänzenden Augen
Hin zur Mutter und brachten der Lächelnden jeder die Kußhand,
Wie es ihnen gelehrt nach des Hauses zierlicher Sitte.
Mutter Marie saß schon — so fügt' es sich jeglichen Abend —
Spinnend im Sorgenstuhl, der weit und behaglich sie auf-nahm,
Selbst für der Kinder eins, das artigste, Raum noch ge-während.
Und weil kundiger Hand sie die sausende Spindel regierte,
Daß des Garnes viel auf die drehende Spuhle herabfiel,
Stand Katharina dabei, der beiden Töchterchen erste,
Schon ein verständiges Kind von mindestens vierzehn Jahren,
Und bewegte geschickt des Haspels knarrende Arme,
Daß der Faden sich flink um den wachsenden Knäuel herum-wand.
Agnes, die jüngste der zwei, von Natur ein wenig ver-zärtelt,
Schmiegte sich unterdeß an die Seite der duldenden Mutter,
Und betrachtete still mit den blauen, beschaulichen Augen,
Was der Schwester Hand und der Mutter emsig vollbrachte.

Traun! wer draußen ging auf der nächtlich dunkeln-den Straße
Und durch der Fenster Rund das einsame Lichtchen erblickte,
Das vom obersten Stock in spärlichen Strahlen herabschien,
Träumte sich nicht, wie still und heimlich die ärmliche Stelle,
Wo in beschränktestem Raum fünf Herzen, zufriedene, schlugen.

Aber Mutter Marie inmitten des häuslichen Kreises,
Hier der Töchter zwei, verheißende Knospen, gewahrend,
Dort zwei Knaben so schlank und wie junge Buchen so strebend,
Fühlte in tiefster Brust, daß dieß ihr Leben und Welt sei —
Und verlangete nicht nach dem glänzenden Lärmen der And'ren.
Ihr zu Füßen gebückt und auf niedrigen Schemelchen hockend,
Saßen die Knaben da, die Arme verträglich verschlungen
Und die Blicke vergnügt an die Augen der Mutter geheftet.
« Mutter! erzähle uns was! Du weißt schon: solche Geschichten,
Wie Du gestern gethan, von Geistern und Rittern im Kriege
Oder vom fremden Land, wo es Löwen giebt und Kameele. »
Also bettelten sie und der jüngste, Philippus geheißen —
Schier der Mutter Verzug, weil er ein verspäteter Nestling
Und dem seligen Mann in Haar und Augen so ähnlich —
Trat mit dem linken Fuß in das eifrig schwingende Spinnrad,
Daß die Mutter auch nicht ob der Arbeit die Bitte vergesse.
« Wart', blondlockiger Schelm! Ich fasse dich. » Und so geschah es,
Und sie küßte den Jungen und kitzelte ihn in der Seite.
Drauf begann sie von selbst ein wunderherrliches Mährlein,
Eins vom Riesenkind, das von Vaters Schlosse herabstieg,
Sich ein Bäumchen am Weg abbrechend zur schwankenden Gerte.
Und wie das Riesenkind dem pflügenden Bauern begegnet,

Hat es gemeint, der sei sammt den Ochsen ein prächti-
ges Spielzeug;
Packt den Bauern sich auf, das Gespann und die blin-
kende Pflugschaar,
Alles zusammen behend in den Zipfeln der Schürze ver-
bergend,
Und zum Vater hinauf, zum alten, gewaltigen Riesen,
Trägt sie das zappelnde Ding, der just vom Schlafe er-
wacht war.
Aber der Vater verweist dem ungezogenen Mädchen,
Daß es den armen Mann und die brüllenden Oechslein
geängstigt,
Und mit einem Griff, obwohl's zwei Stunden gewesen,
Setzt er das Spielwerk zurück auf den dampfenden Acker,
behutsam,
Daß dem Bauer dabei auch nicht ein Härchen gekrümmt
ward.
Drob erstaunten die Knaben und schüttelten heimlich die
Köpfe;
Denn sie hatten bereits in der Kinderschule vernommen,
Daß die Geschichten all' von Zwergen, Riesen und Feen
Unwahr sein und erfunden von müßigen Menschen zur
Kurzweil.
Aber sie liebten sie doch und besser behagten die Mährlein,
Als des Magisters Wort von der wirklichen Weltgeschichte
Und von Geographie, wo Amerika liegt und Europa.

Erst wenn Mutter Marie sich heiser und müde ge-
sprochen —
Denn die ließen nicht nach, die Kinder, mit Drängen und
Quälen,
Und sie mußte dabei beständig den Faden benetzen —

Hieß sie die älteste Tochter nun auch ein Geschichtchen erzählen,
Was sie gerade gelesen in Glatzens Spiegel der Jugend.
Und Katharina begann. Allein die kichernden Jungen
Ließen ihr nimmer die Ruh'; sie glaubten nicht recht an die Schwester,
Weil sie so altklug that und doch noch selber ein Kind war.

Also schwanden im Flug die zögernden Stunden des Abends.
Sieben schlug's vom Thurm an des Städtchens lebendigem Marktplatz
Und das Vespergeläut klang hell aus sämmtlichen Kirchen.
Dann bereitete schnell Katharina die mäßige Tafel,
Deckte über den Tisch, den runden, ein reinliches Laken,
Und sie setzten sich Alle zum einfach genügenden Mahle,
Kalte Küche, was just vom Mittag übergeblieben,
Oder geronnene Milch und zu Zeiten auch Pell-Kartoffel,
Wie es die Jahrszeit gab, stets wechselnd und immer dasselbe.
Während sie dorten vereint um die mäßige Tafel sich reihten,
Ging es drüben im Haus des sehr begüterten Kaufmanns
Hoch her, so mit Geräusch der klingelnden Flaschen und Gläser,
Wie mit Paukengetön' und lautaufjauchzenden Flöten.
Denn es feierte heut' des Kaufmanns Tochter Verlobung
Mit dem ältesten Sohn des zeitigen Burgemeisters.
Festlich glänzte die Front des buntbeleuchteten Hauses,
Gaffer standen gedrängt umher vor den ragenden Pforten
Und der Tanzenden Bild erschien am seidenen Vorhang,
Der mit wallender Pracht die leuchtenden Fenster verhüllte.
«Mütterchen! dort wie schön!» So sprach die sinnende Agnes,

Die vom Teller auf in die Herrlichkeiten hinaussah,
«Möcht' ein einziges Mal mit den vornehmen Leuten vergnügt sein
Und bei der schönen Musik im köstlichen Saale mich umsehn!»
Doch es belächelte still die Mutter des Kindes Gelüste
Und mit verständigem Wort entgegnet sie also dem Wunsche:
«Weißt du nicht mehr, was jüngst in deinem Buche gestanden,
Daß nicht Alles, was glänzt, auch rechtes und wirkliches Gold sei,
Und das wirkliche Gold nicht immer glänze und schimm're?
Glaube du mir: so ist's mit vornehmer Leute Ergötzung,
Außen lärmt sie und gleißt, wie das herrlichste Fest des Vergnügens,
Aber die Herzen sind leer und gähnen mitten im Reichthum.»
«Nur ist's unrecht, Mutter! und macht mir böse Gedanken,»
Sprach mit gerunzelter Stirn der älteste Sohn und in Unruh',
«Das die Leute so spät in die schlafende Nacht sich verlaufen
Und uns Kinder die Ruh' mit dem schrecklichen Lärmen verderben.
Wahrlich! es ärgert mich stets, wenn ich einsam bin in der Kammer,
Alles dunkel umher, und Philippus lang' schon schnarchet,
Daß ich vor der Musik den gewöhnlichen Schlaf nicht finde
Und der Schimmer des Lichts von drüben die Augen mir aufhält.

Sprichst doch immer so viel von Gottes gerechter Regierung
Und wie er weise vertheilt die verschiedenen Güter der Erde,
Warum dürfen die Reichen, sie selber in stetem Ergötzen,
Noch mit der eigenen Lust den anderen Menschen zur Last sein?»
Da erzürnte die Mutter und ließ den Grollenden hart an,
Daß er mit häßlichem Neid zu reicheren Leuten hinaufsäh'
Und, ob selber beglückt, den Anderen Glück mißgönnte.
Und er verstummte beschämt, der unzufriedene Tadler.

Aber nachdem Katharina das Tuch von der Tafel genommen
Und ein Kind — umging's nach natürlicher Reihe des Alters —
Noch ein kurzes Gebet als Abendsegen gesprochen,
Standen sie sämmtlich auf und rückten die Stühle zurechte.
Eben hatte die Uhr mit langsam schwingendem Pendel
Schon neun Schläge gethan und fern von der stattlichen Hauptwacht
Schallte das Jägerhorn und zeigte den Leuten die Nacht an.
«Kinder! nun wird's euch Zeit!» begann die sorgliche Mutter,
«Ehe der Sandmann kommt und ihr im Sitzen mir einschlaft!»
Küßte sie drauf nach der Reih' und schickte die Jüngsten zu Bette,
Die mit heimlichem Graun in der dunkelen Kammer verschwanden.
Aber die Mutter, allein mit der ältesten Tochter beisammen,
Legte sich noch ein Weilchen hinaus aus geöffnetem Fenster,

Weil die Nacht so schön in flüsterndem Wehen und Mondschein.
Sternlein wandelten sacht die goldene Straße am Himmel
Und im schweigenden Traum lag rings die dämmernde Erde;
Nur von fern her scholl des Stromes verhaltenes Brausen
Und der Wälder Geräusch, die herbstliche Winde bewegten.
Und Katharina, geschmiegt in der Mutter umfangende Arme,
Blickte zum Himmel hinauf und hinab auf die dämmernde Erde,
Und sie wußt' es nicht, was ihr heimlich im Herzen geschahe,
Daß es wie kühlender Thau den brennenden Augen enttropfte
Und, wie die Mondnacht selbst, in süß beklommener Ahnung
Ihr die Seele verschwamm zu Thränen und leisem Gebete.
Aber die Mutter verstand, was im knospenden Busen sich regte,
Und sie küßte sie sanft auf die blondumlockete Stirne,
Drückte sie stärker an's Herz und lispelte zärtliche Namen.
Also standen die Zwei in lautlos langer Umarmung,
Während der nächtliche Mond in's einsame Fenster herabsah.

II.

Der Kirchgang.

3.

H. Naeke del. H. C. Müller sc.

Hahnengeschrei im Hof, auf den Gassen reinliche Stille,
Goldener Strahl und Duft und weit aufblauende Himmel,
Die wie der Mutter Arm die erwachende Erde umspannen —
Künden die nicht den Lenz zumal und den Sonntags-Morgen?
Da erglänzen im Land die goldenen Kuppeln der Thürme,
Sämmtliche Glocken sind wach und rufen's hinaus in die Weite,
Daß der Tag des Herrn und der Tag der Ruhe gekommen;
Selber die Wälder stehn in köstlichem Frühlingsgeschmeide,
Saftgrün blinkend das Laub und wie Säulen schimmernd die Stämme,
Daß ein jeglicher Wald ein festlicher Tempel des Herrn scheint,
So von sonnigem Licht durchhaucht wie von Vögelgezwitscher.

Schaut mir aber hinein in die Sabbathfrühe des Städtleins!
Wie weit spreizenden Schritts, geschmückt mit den besten Gewändern,
Alle Kinder am Markt sich still und bedächtig versammeln;

Laden und Thüren zu, verhängt die verschlossenen Fenster,
Wo sich am Spiegel gerad' ein Mädchen, ein sittiges, anthut,
Strahlend das duftende Haar und den blendenden Busen sich waschend;
Nirgends Wagengeroll noch verworrener Stimmen Gebrause,
Ringsum heilige Ruh' und leis' aufathmende Andacht.
Aber sobald der Küster mit klapperndem Schlüsselgebunde
Ueber den Markt hineilt, in den Thurm, um die Glokken zu ziehen,
Stets von Jungen gefolgt, die gern im Läuten ihm beistehn,
Schau! da belebt sich's sacht, aus den Thüren treten die Männlein,
Treten die Weiblein heraus auf langsam schreitenden Füßen,
Nicken sich ernsthaft zu und wandeln mitsammen zur Kirche.

Mutter Marie! auch du mit den beiden geschmücketen Töchtern
Gingst den bekannten Weg zur räumigen Kirche des Städtleins;
Denn es waren die Knaben voraus schon lange gesprungen,
Weil sie auf's Chor gemußt, wie die anderen Schüler des Kantors.
Wer nun die Mägdlein sah, und vorab Katharina, die ält're,
Wie sie züchtigen Schritts, in der Hand das geschonte Gesangbuch,
Zwier mit Spangen geziert und prächtg funkelndem Goldschnitt,
Dort an der Seite der Mutter die reinlichen Straßen hindurchschritt:

Der blieb sicherlich stehn und, war's ein jüngeres Bürsch-
lein,
Schaut' er auch wohl versteckt und mit sündlichen Sabbaths-
gedanken
Nach dem runden Gesicht und den strahlenden Augen der
Jungfrau.
War sie doch gar zu hold in dem weißen, dem knappen
Gewande,
Das die schwellende Form umschloß des erblühenden Leibes,
Faltig von weißer Brust und den strenge verborgenen Schul-
tern
Bis zum glänzenden Schuh hinwallend in zierlichem Falle.
Und um die Fülle des Haars, des goldenen, webte sich
neidisch,
Nach des Landes Gebrauch, ein weißes, gewundenes Tüch-
lein,
Schleierartig zu schau'n, doch nicht so eng und gebietend,
Daß nicht hier und dort sich ein widerspenstiges Löckchen
Von der Stirne herab zu den blühenden Wangen geringelt,
Bis es des Halses Schnee mit küssenden Spitzen erreichte.
Noch als besonderen Schmuck bewahrte der Gürtel der Jung-
frau
Einen duftigen Strauß Maililien, glänzende Glöcklein,
Welche mit wiegendem Haupt den jungen Frühling be-
grüßten.
Also schritt sie dahin, sie selber ein blühender Frühling.

Aber nachdem die Drei zur weitaufstehenden Kirchthür
Glücklich gelangt, die hoch und geräumig die Gläubigen
einlud,
Kühlende Luft aushauchend und süß aufqualmenden Weih-
rauch,

Hemmte den einigen Schritt ein Bild des menschlichen Elends,
Das am Hause des Herrn mitleidigen Seelen sich darbot.
Agnes hatte von fern schon Mutter und Schwester berichtet,
Wie auf den Stufen von Stein ein altes, kränkliches Männlein
Matt sich niedergesetzt, zur Seite den Stab und das Bündel.
«Aermster!» erwiderte drauf die in sich seufzende Mutter,
«Aermster, wer anjetzt, wo die Erde sich fröhlich verjünget
Und mit bräutlicher Lust sich alle Wesen umfangen,
Fern von der Heimath weilt auf einsam trauriger Reise;
Ja, dem ziemet es wohl, am Gotteshause zu rasten,
Weil in diesem allein des Menschen, des irrenden, Heimath!»
Und sie naheten sich. Da streckte der lagernde Alte,
Erst das ergrauete Haupt entblößend in bittender Ehrfurcht,
Aus die geöffnete Hand und bewegte die zitternden Lippen.
Doch nicht braucht' es des Worts. Laut flehten die silbernen Haare,
Welche das welkende Kinn und die furchige Stirne bedeckten,
Lauter der thränende Blick und des Leibes ermattete Beugung.
Und noch ehe das Wort den zitternden Lippen entfloh'n war,
Streckten die Mädchen die Hand nach den schmalen Fingern des Alten
Und Katharina schloß und Agnes mit freundlichem Drucke
Jed' ihr silbernes Stück in die offene Rechte des Armen.
Drob erfreute sich tief die liebende Seele der Mutter,

Nicht des Opfers allein, das schnell das getroffene Mitleid
Aus selbst dürftigem Schatz hinreichte den Händen der Armuth;
Dreifach freute sie sich der trostreich goldenen Worte,
Die mit rosigem Mund Katharina dem Silber hinzuthat.
Fragte sie doch so mild wie die eigene Tochter den Alten,
Wer und von wannen der Weg und wohin die beschwerliche Reise?
Ob er auch Anderes noch zu dem wenigen Gelde bedürfe,
Speis' und Trank auf den Marsch und Linnen, die Blöße zu decken?
«Wenig haben wir selbst,» so sprach sie, erröthend in Demuth,
«Aber der Aermere weiß, wie dem Aermsten innen zu Muthe,
Besser wie der, der stets in Wohlstand schwelgt und geschwelgt hat.»
Da entstürzten dem Blick des Greises die heißesten Thränen,
Wankend erhob er am Stab die gelähmten Glieder und streckte
Hand und Arm weit aus, daß das Mädchen erbangend zurücktrat.
«Nun so segne der Herr,» — so tönten begeisterte Worte —
«Segne die weiche Hand, der ein weicheres Herze gebietet!
Tochter! Ich nenne dich so, die mehr als Tochter mir wurde,
Die, mein Engel, erschien zur härtesten Stunde des Lebens,
Als die Seele mir schier an Gott und den Menschen verzweifelt;

Tochter, dich schütze der Herr! Und der Segen des heutigen Tages
Fall' in reichlichem Maß zurück auf dich und die deinen!»
Lautlos standen sie da, die Mutter in seliger Rührung
Und Katharina das Haupt, wie voll kindlichen Sinnes, gebeuget
Vor dem redenden Greis und mit stürzenden Thränen die Kleine.
Drauf erzählte der Mann, wie er, fremdem Lande entsprossen,
Lang' als Reiter gedient im männerverzehrenden Kriege,
Bis ihm des Alters Schnee die dunkelen Locken gebleichet
Und der kräftige Arm in redlichem Kampfe erlahmt sei.
Und es gedachte dabei an den eigenen, seligen Gatten
Mutter Marie, der auch im bösen Kriege gefallen,
Fechtend für eigenen Heerd und des Landes erhabenen Herrscher.

Doch das Geläute verscholl. Schon brausten die Klänge der Orgel
Und der erste Gesang aus den hallenden Tiefen der Kirche.
Dünner strömten herbei die Wogen der gläubigen Seelen,
Nur wer vornehm war und der alten Sitte sich schämte,
Kam noch zögernden Schritts die seltene Straße gezogen.
Darum mahnte Marie die horchenden Mädchen zur Eile,
Reichte dem Manne die Hand, nach ihr die Töchterchen beide,
Und sie schieden von ihm, von seinem Gebete geleitet.

Aber das rechte Gebet, so gläubigen Herzen entfliehet,
Ist wie erquicklicher Thau, der erst von der Erde emporsteigt

Und als Segen des Herrn zuletzt auf die Erde zurück-
fällt.
Also geschah's auch hier. Der Wunsch des flehenden Greises
Ward, noch eh' er gescheh'n, zur segensreichsten Gewäh-
rung.
Ryno, Wilibald's Sohn, des Städtleins trefflichster Jüng-
ling
So an Körpergestalt, wie an Sitt' und seltener Reinheit,
Auch mit den Gaben des Glücks, des irdischen, wacker ge-
rüstet,
Stand, als Mutter Marie mit den Töchtern zur Kirche
gewandelt,
Just am hohen Portal, das reich an gothischem Schnitz-
werk,
Bogen an Bogen gereiht, in erhabener Wölbung sich auf-
that.
Ob ihn heimlicher Wunsch und des Herzens knospende
Sehnsucht
Fest an die bergende Säule gebannt, zu harren der Jung-
fraun,
Oder ob er allein, andächtig in Sabbathsgedanken,
Dort an der Pforte des Herrn sich zu stillem Gebete be-
reitet?
Als er aber geseh'n, wie Hand und Herz Katharinens
Sich mildthätig erschloß bei des Greises kläglichem An-
blick:
Fühlt' er in tiefster Brust der Liebe plötzliche Regung
Und ein inniger Wunsch durchstrahlte die Seele des Jüng-
lings.
Liebe die Liebe gebiert, — ein üppig wucherndes
Saatkorn,
Das in blühendem Halm zu reichlicher Aernte emporreift.

Ryno wartete noch, als geräuschlos, züchtigen Trittes,
Mutter Marie mit den Töchtern dem Sinnenden nahe vorbeiging,
Und mit bescheidenem Gruß empfing er die dankenden Frauen.
Doch ein flammendes Roth, das auf Wangen und Stirn ihm entbrannte
Und Katharinens Gesicht verklärte in plötzlichem Abglanz,
Kündete wohl bei Beiden der Sonne völligen Aufgang.

III.

Der Webstuhl.

4.

H. Nacke del. M. Eßlinger sc.

Wunderthätiger Geist, wer zuerst ein grünendes Flachsfeld
Künstlich verwandelt in Garn und das Garn verwandelt in Leinwand!
Dein gedenke mit Preis der Hausfrau hüpfendes Herze,
Wenn sie, die Truhen voll schneeweißen, glänzenden Leinens,
Schwer die Kisten von Drell und von Garn, das der Bleiche gewärtig,
Sich an der Hände Werk und am Segen des Herren sich weidet!
Dein auch denke der Mann, der spät mit sinkender Sonne
Am blau-blühenden Feld mit blauen Gedanken vorbeizieht,
Das er selber bestellt und besäet mit bräunlichem Samen
Und mit inniger Lust wie den blauen Himmel nun ansieht!
Dein auch denke die Dirn', in warmer, vertraulicher Spinnstub'
Eng mit den Jungfern des Dorfs gesellt in schwatzender Eintracht,
Wenn zu verliebtem Scherz ihr den dicken, strotzenden Rocken,

Schmuck mit wehendem Band und mit Goldtapete bekleidet,
Etwan ein Bursche nimmt, ihr selber zur süßesten Strafe!

Aber wehe der Zeit, die weiblicher Werke sich schämet
Und das knarrende Rad sammt alterthümlichem Webstuhl
Tief in Spinnengeweb, in die Rumpelkammer hinabstößt.
Scheue sich nimmer die Hand, die deutschen Mädchen gehöret,
Selber die Fäden zu zieh'n aus lustig wandelndem Schifflein;
Scheue sich nimmer der Fuß, verwöhnt in beflügeltem Tanze,
Auch den knarrenden Tritt des häuslichen Rädchens zu rühren!
Also will es der Brauch und die würdige Sitte des Landes.

Darum lehrte Marie, des Hauses sorgliche Herrin,
Früh die Töchter sich an, die sausende Spindel zu rühren,
Wie sie selber gewohnt und geübt in beständigem Kunstfleiß.
Und wenn stärker der Arm der erwachsenden Mädchen geworden,
Wenn ihr kindlicher Sinn zu ernster Besinnung gereift war,
Führte sie selber sie hin zum alterthümlichen Webstuhl.
«Das ist», sprach sie, «der Thron, wo das Weib gebietet in Wahrheit;

Und nicht ziemt es für sie, wie verderbliche Mode gewollt hat,
Im zeittödtenden Spiel die müßigen Hände zu rühren
Oder auf weichlichem Pfühl ermattete Glieder zu dehnen.»
Gab Katharinen darauf das rastlos wandelnde Schifflein,
Drin in beständigem Drehn sich die ziehenden Fäden versammeln,
Zeigte, wie man das Garn aufspannt auf gewaltige Bäume
Und die Winde bewegt, um das zähe Gewebe zu glätten,
Zeigte, wie man den Kamm und den Stab und die Rolle gebrauche,
Alles zur richtigen Zeit und Alles auf richtige Weise,
Bis vom dünnen Gespinnst das dichteste Leinen geworden.

Also saß Katharina daheim am klappernden Webstuhl,
Sandte gewandt ihr Schiff von der rechten Seite zur linken
In gleichmäßiger Fahrt, und wie tönender Takt der Ruder,
Klang das gewisse Geräusch der erschütterten Stäbe dazwischen.
Doch wie die Fäden stets durch der Webenden Finger sich kreuzten,
Und ihr rüstiger Fuß das Werk in beständigem Gang hielt,
Schweiften wohl die Gedanken hinaus in dämmernde Ferne,
Selber lustigen Schiffen, bewimpelten, schnellen vergleichbar
Oder dem bunten Gespinnst, da Faden an Faden sich anreiht.

Hatte sie doch in der Brust, der nimmer die Liebe genaht war,
Widerstrebend ein Bild von Stunde zu Stunde getragen,
Das in hellerem Licht, stets wachsend, die Seele durchstrahlte!
Denn sie gedachte des Tags, da Ryno zuerst ihr erschienen,
Dicht an der Pforte des Herrn, wie sein leuchtender Engel zu schauen,
Stark in männlicher Kraft und doch voll bescheidener Anmuth.
Darum sandte sie auch mit dem Schifflein heimliche Grüße
An den Geliebten hinaus, die nimmer zum Ziele gelangten,
Weil der beflügelte Kiel ihr immer derselbe zurückkam.
Darum netzte sich selbst ihr Blick, an die Faden geheftet,
Oft mit funkelndem Thau der ersten und heißesten Sehnsucht
Und der rüstige Fuß stand oft in der Mitte des Takts still,
Wie das wogende Blut in der Weberin fliegendem Busen.

Mutter Marie, die längst mit mütterlich schauenden Blicken
Richtig erkannt, was das Herz der geliebtesten Tochter bewegte,
Trat einst leise herzu an den emsig klappernden Webstuhl
Und mit freundlichem Druck auf die Schulter des träumenden Mägdleins
Hemmte sie plötzlich den Flug des Schiffes und den der Gedanken.
«Weißt du, was du gewebt? Und für wen?» so fragte sie lächelnd,

Während im Aug' ihr doch aufperlte die innigste Rührung, —
«Weißt du, was du gewebt?» — Und die Tochter schwieg und erglühte,
Weil sie heimlicher Schuld sich bewußt und lässig sich glaubte.
Doch nicht hielt sich das Herz der Mutter, das hüpfende, länger;
Weinend selber umschlang sie die Weinende, bebend vor Inbrunst,
Und: «so küss' ich dich denn als Braut!» war ihr schluchzender Ausruf!
«Kind! wohl hab' ich gewußt, was die ahnende Seele bewegte,
Lind wie Frühlingswehn und wie Gottes allheiligster Athem.
Aber daß du der Proben gefährlichste wacker beständest,
Ließ ich allein dich im Kampf mit dem Feind und dem Freunde des Herzens.
Ryno nahte mir längst mit ehrenvoller Bewerbung,
Weil er dich innig geliebt. Wie dich, so prüft' ich ihn selber,
Ob er auch redlich es mein' und dich, die Geliebte, beglücke;
Und wohl habt ihr bestanden. Als Braut sei mir dreifach gesegnet!»
Oeffnet sich drauf die Thür' und herein, schnell-zögernden Schrittes
Ryno kommt und bleibt auf der Schwelle, der heiligen, stehen. —
Heilig der irdische Raum, wo das Herz der liebenden Mutter

Dicht am Herzen der Braut, der zwiefach liebenden, klopfet
Und als drittes im Bund der Bräutigam selig herantritt!

Endlich mit lächelndem Blick auf den lautlos rastenden Webstuhl
Fragte Mutter Marie die verwandelte Tochter noch einmal:
«Weißt du, was du gewebt?» — Und die Tochter schwieg und erglühte,
Aber ihr Herz durchbebten die ersten Schauer des Brautbetts.

IV.

Hymne.

5.

H. Naecke del. *Albt. Reindel sc.*

Nimmer enteilet die Zeit so schnell als im seligen Brautstand,
Der ein Doppelgesicht, — ein weinendes rück in die Kindheit
Und ein lachendes vor in der Zukunft Blumengefilde, —
So der zögernden Braut wie dem stürmischen Bräutigam zukehrt.
Aber wenn sie erschien, die Stunde der letzten Verbindung,
Daß hell ladenden Klangs die festlichen Glocken dir rufen,
Daß die Mutter, geschmückt mit Perlen und Thränen der Freude,
Dir in das duftende Haar festdrückt das gewichtige Kränzlein,
Daß mit bangender Hast der Bräutigam deiner gewartet
Und in frommer Geduld der Pastor, die Agende im Arme:
O dann zaudre nicht mehr, zu spät ja ward es zum Zaudern,
Sondern rüste dich flugs zum schwersten Gange des Lebens,
Der, von wannen du nimmer zurückkehrst, wie du geschieden!

Sehet so Katharinen die Braut, mit klopfendem Herzen,
Niedergeschlagenen Blicks, bald bleich, bald erglühend in Rührung!
Leuchtend wogte der Strom des künstlich entfesselten Haares
Schulter und Rücken hinab, die glänzende Stirn' entblößend,
Daß für den heiligen Zweig in den spielenden Locken noch Raum sei.
Eng umspannte die Brust ein Leibchen von dunkelem Sammet,
Reich mit Seide gestickt und vielfach güldenem Zierrath,
Und um die zitternden Glieder ergoß in der Farbe der Unschuld
Sich ein züchtig Gewand, von kundigen Händen gefältelt.

Aber Mutter Marie, die, stolz auf die herrliche Tochter,
Selber das Beste gethan am wohlersonnenen Putze,
Nahm den heiligen Kranz, — ihr bebten die eigenen Finger —
Ihn um des Kindes Haupt, das geliebteste, segnend zu schlingen,
Und mit stammelndem Ton die herzlichen Worte begann sie:

«Nimm! Und trag' ihn mit Ehren! Er ist vom nämlichen Bäumlein,
Das dein Vater gepflanzt, am Tag, da ich dich ihm geboren.
Mit dir wuchs es empor, dein Bild in strebender Anmuth,

Bis es der heutige Tag der besten Zweige beraubt hat.
Nicht so sei es mit dir! Dir bring' er Blüthen und Früchte,
Wie du selber verdient durch redlichen Kindergehorsam.
Ziehe, die meine noch, hin! Komm wieder, die meinige nicht mehr!
Und der Engel des Herrn geleite dich, Tochter, in Frieden!»

Da erklangen vereint die Glocken vom Thurme des Städtleins
Und durch die offene Thür' brach plötzlicher Schimmer der Fackeln.
Flüsternd rief es herein und mahnte zur endlichen Eile,
Weil die Stunde bereit und Alles des Bräutchens gewärtig.
Als sich drauf Katharina gewandt, um hinunter zu schreiten,
Sah sie den Bräutigam selbst mit den Brüdern stehn an der Pforte
Und sank thränenden Blicks in die Arme des ewig Geliebten.
Da umschlossen die Knaben, die Fackeln geneigt zur Begrüßung,
Still das liebende Paar und begannen die Hochzeits-Hymne,
Der von draußen herein sich Harfentöne gesellten.

Der Eine.

Gieb die Hand! Ich bin die Liebe,
Innig, Bruder! dir verwandt.
Wenn ich nicht mehr bei dir bliebe,
Wehe dann! Ich bin die Liebe, —
Bruder, gieb mir deine Hand!

Der Andere.

Gieb die Hand! Ich bin die Ehe,
Innig, Bruder! dir verwandt.
Wenn ich noch nicht mit dir gehe,
Wehe dann! Ich bin die Ehe, —
Bruder, gieb mir deine Hand!

Beide.

Selig jedes Paar hienieden,
Das wir beide treu beglückt!
Stets vereint, durch nichts geschieden,
Eingewiegt in süßen Frieden,
Wird es dieser Welt entrückt.

V.

Die Wiege.

6.

H. Naecke del. A. Reindel sc.

Lieblicher nimmer ertönt der Lerche frohlockendes Frühlied,
Noch der Nachtigall Schlag aus kräuter-duftendem Haine,
Lieblicher keine Musik von Schalmei'n und lustigen Flöten,
Lieblicher nichts, als — der Storch, dem sehnlichst harrenden Pärlein,
Wenn er zum ersten Mal auf ragendem Giebel des Hauses
Klappernd sich niedergesetzt, der besten Freuden Verkünder!

Dir auch, wackeres Paar, das redliche Liebe vereinte,
Kam mit dem sprossenden Lenz der freundliche Bote gezogen,
Weit her über die See, und bracht' im gesegneten Schnabel
Euch ein Wieglein mit und darinnen ein weinendes Knäblein.
«Mutter, ein Sohn, ein Sohn!» so rief mit gewaltigem Tone
Ryno, der Glückliche, aus und erhob ihn hoch in den Armen.
Aber Mutter Marie umschloß den jubelnden Vater,

Drückte die Tochter ans Herz, die selbst nun Mutter geworden
Und voll seligen Wehs dalag in bleicher Ermattung.
O der Stunde voll Angst und unnennbar wonniger Schmerzen,
Da der Gatte gelauscht an der Schwelle der heimlichen Pforte,
Bis ihn der Mutter Wort, das flüsternde, endlich hineinrief!
Und wie er betend gekniet am Lager der Mutter, des Kindes,
Wie er mit heiliger Fluth der Vaterthränen die Stirne
Seines Ersten getauft — o Stunde voll wonniger Schmerzen!

Aber das Knäblein wuchs, von den Engeln des Herren behütet,
Und noch ehe ein Jahr in kreisendem Laufe dahinschwand,
Stammelt' es schon und lallte der Sprache geweihteste Worte,
Und mit strebendem Fuß versucht' es sich zitternder Schritte.
Da um die Wiege gesellt, die schön und künstlich verziert war
Mit geschwungenem Griff und geflügelten Engelsköpflein,
Ganz von Nußbaumholz und gebohnt wie ein glänzender Spiegel,
Saßen Vater und Mutter und, froh des gewaltigen Titels,
Auch Großmutter dabei, zukünftiger Zeiten gedenkend.
«Siehst du, wie er mich kennt und die Händchen, die zappelnden, ausstreckt?

Komm nur, herziger Schelm, daß dich die Großmama wahre
Und nicht Mutter allein, die gern den Jungen verzöge!
Aber, wie er gewachsen seit voriger Woche, der Unband!
Wird ihm das Kleid nicht zu eng, das erst am vorigen Christtag
Ihm sein Vater gekauft? Und wie er so flink und so rüstig!»

Also Mutter Marie. Worauf Katharina erwidert:
«Doch nicht glaube deßhalb, daß wild und störrig des Kindes
Sinn und Gemüth. Er ist gut und eignet sich — aber wie Gott will! —
Sicher einmal zum Pfarrer. So fromm ist er dir und gelehrig.
Wie ich mich freue der Zeit, wo das Kind zum Knaben heranwächst
Und der Knabe zum Mann, der Stolz des alternden Vaters!
Wär' ein Töchterchen schon mir anfangs lieber gewesen,
Weil es länger zu Haus, als Stütze der Mutter, verweilet:
Hab' ich doch gern mich gefügt, zumal da Ryno so froh war
Und im Sohne den Wunsch, den heißesten, völlig erfüllt sah.
Ja, wie die Männer sind! Sie stürmen hinaus in die Weite,
Weil das friedliche Weib an der Scholle, der heimischen, festwächst.»

So um das späte Geschick des harmlos lächelnden Kindes
Sorgten die Weiber sich ab und stritten in freundlicher Rede.
Aber, den es betraf, der blickte mit hellem Gesichte
Beide verständiglich an und stammelte kindische Worte.
Ryno indeß, die Linke gestützt auf den heiligen Torus,
Sah mit Vatergefühl, dem stolzesten unter der Sonne,
Still auf den Knaben herab, den liebende Hände umfingen.
Und wenn hoffenden Sinns die Frauen die ferneste Zukunft
Schon durchschwärmten, verweilt' er für sich in seinen Gedanken
Auf vergangener Zeit und erinnerte jene des Tages,
Da er zum Ersten erschien an den ragenden Pforten der Kirche
Und mit schüchternem Gruß die nahenden Frauen begrüßte.
Auch der bräutlichen Zeit und zagender Werbung gedacht' er,
Wo ihm Mutter Marie zuerst die Thüre geöffnet
Und vom Webstuhl auf Katharina glühend herantrat.
Noch mit selbem Gefühl, wie die Braut, umfaßt' er die Gattin
Und, die segnende Hand auf den keimenden Locken des Söhnleins,
Sprach er bewegtesten Sinns zu den Frauen die herzlichen Worte:

„Selig, wer so wie ich die besten Güter der Erde
Sein nennt und sie gesammt in der Arme beschränktestem Umkreis

Festhält! Wahrlich, ihn neiden wohl selbst unsterbliche Götter!
Aber wehe dem Mann, der einsam, ferne der Heimath,
Ohne liebendes Weib durchmißt die Oede des Lebens!
Hat mir doch einst das Herz solch böses Gelüste beschlichen,
Eh' ich dich, Liebste! gesehn. Doch herrlicher fügt' es ein Andrer
Und wie Schatten der Nacht entflohen die wüsten Gedanken,
Als mir die Rechte kam, des Lebens beglückende Sonne,
Und statt schweifender Lust mich erfaßte die frommste Bekehrung.
Selig, wer so wie ich im Hafen, im ruhigen, anlangt,
Fern der brandenden See und den spielenden Launen der Welle,
Selig der Mann! Ihn neiden wohl selbst unsterbliche Götter!»

Räthsel der Liebe.

Novelle

in zwei Büchern.

For aught, that ever I could read,
Could ever hear by tale or history,
The course of true love never did run smooth,
But either it was different in blood
Or else it stood upon the choice of friends
Or, if there were a sympathy in choice,
War, death, or sickness did lay siege to it.

Shakspeare.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Konzert am Hofe.

«Kapellmeister!» sagte St. Alban heimlich, indem er den Angerufenen in eine Ecke zog, «Kapellmeister! glauben Sie an Vorbedeutungen und Vorherbestimmungen?»

Der Gefragte sah den jungen Mann verwundert an. «Warum hier diese Frage?»

Aber statt einer Antwort empfing er eine neue. «Sagen Sie mir, ich bitte Sie, wer ist die Dame in jenem Fenster, uns gerade gegenüber?»

Da stand nämlich — das Bild einer Madonna, aber einer weltlichen, in ihrer Blende — ein schlankes, schönes Mädchen in der Fensternische, welche mit dem rothseidenen Vorhang einen vortheilhaften Hintergrund für das dunkelfarbige Gewand und die helle, fast bleiche Gesichtsfarbe des Bildes abgab. Das Gesicht der Bezeichneten würde bis zum Antiken schön gewesen sein, wenn nicht eine sonderbare Beweglichkeit, in der alle einzelnen Züge heimlich zu schwanken schienen, den harmonischen Eindruck der edlen und feinen Formen beeinträchtigt hätte. Der Wuchs, geschmeidig, hervorgehoben durch das schwarze Kleid, war wiederum völlig tadellos

und reizend, aber die Stellung, die das Mädchen eingenommen, mußte ihm ebenso schaden. Sie beugte sich, mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt, schaukelnd über eine Stuhllehne und sprach in dieser mehr als ungezwungenen Stellung mit einem Herrn, der in reichster Hofuniform und gemessenstem Anstande vor ihr festgewurzelt schien. Mit der nackten, schönen Hand spielte sie unterdessen ganz lustig in den seidenen Frangen des Fenstervorhanges, wenn nicht gerade eine der heftigen Geberden, mit denen sie die Unterhaltung zu begleiten pflegte, die schlanken Finger anderswie in Anspruch nahm.

«Ei!» sprach der Kapellmeister, nachdem er mit den hellen Aeugelein den Freund einen Augenblick listig angesehen, «die haben Sie also auch schon herausgefunden? Hanc tu, Romane! caveto! Das ist Fräulein Assy, wie sie in der Stadt gewöhnlich heißt. Ihr vollständiger Name ist eigentlich Alice Beaufort, allein sie hört sich am liebsten mit jener englischen Verkürzung nennen. Man erzählt sich eine seltsame, mährchenhafte Geschichte.» —

«Das wußte ich, das wußte ich,» unterbrach ihn hastig sein Gefährte. «An diesem Frauenzimmer ist sicher Vieles wunderbar und seltsam. Und wissen Sie, Kapellmeister! sie war es gerade, die ich zuerst gesehen, als ich vor drei Tagen in Ihrer Stadt eintraf. Ich gebe etwas auf die erste Begegnung, auf das erste Gesicht in einer neuen Umgebung. Und wie ich kaum durch den düstern Thorweg gefahren bin und den Kopf nach Gewohnheit zum Postwagen hinausstrecke, sehen Sie, Kapellmeister! da steht dieses selbe Frauenzimmer am Fenster in der Straße links, eine Treppe hoch, und

wirft eine Hand voll Band- und Papier-Schnitzeln herunter!»

Der Kapellmeister lächelte. «Lachen Sie nicht!» fuhr der in Eifer gerathende Franzmann fort. «Heute Abend, als ich an Ihrem Arme hier ins Gesellschaftszimmer trete, wer steht wieder an jenem Fenster? — Alice Beaufort! Nun sagen Sie selbst, Kapellmeister!» —

Er konnte nicht ausreden, denn sein Freund wurde von einer Dame in Anspruch genommen, die sein Gespräch mit ihm durch ihre plötzliche Dazwischenkunft zerriß. St. Alban wandte sich ab, da die neue Unterhaltung deutsch geführt wurde und er, als Pariser, nicht zuviel von dieser Sprache verstand. Vielleicht war es ihm auch lieb, ungestört seine Beobachtungen des «wunderbaren Frauenzimmers» fortzusetzen. Ein je ne sais quoi ihrer äußeren Erscheinung zog ihn gewaltig an, etwas Freies, Ungewöhnliches, Reizendes. Wenn sie St. Alban in Gedanken mit ihrer nächsten Nachbarin verglich, — diese, eine feine durchsichtige Gestalt in weissem Atlas, die mit eingezogenen Fußspitzen in rechtem Winkel kunstfertig auf dem seidenen Divan nistete und die weißledernen Fingerspitzen zierlich an ihrem Fächer von Perlmutter spazieren führte, — dann kam ihm unwiderstehlich das Bild einer holländischen, sauber beschnittenen und gestreckten Taxusstaude, die der neckische Zufall neben eine englische Tanne gesetzt hat. Und dieses Bild gewann bei längerer Betrachtung der beiden Frauen an innerer Wahrheit, weil Alice, bei aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des schönen Leibes, doch (sonderbar genug!) immer ernst und beinahe dunkel aussah, neben dem unveränderlichen Sonnenschein, dem

gefrorenen Lächeln, womit die Züge ihrer weißseidenen Nachbarin stark lackirt waren.

Der ganze reiche Kreis von Herren und Damen, in welchem St. Alban jetzt als Fremder ganz einsam stand, seit die Dame den Kapellmeister verschlungen hatte, zog ihn weniger an, als diese Einzige, als Assy. In jenem fand er nur alte Bekannte wieder, andere Ausgaben von Büchern, die er lange auswendig wußte, während ihn Assy beim ersten Eindruck wie ein neues, selbstständiges Werk, wie ein Original in einer Gallerie von Kopien gemahnte. St. Alban sah lächelnd in dieser Gallerie umher, aber seine Augen kehrten, nicht mit sinnlichem Verlangen, sondern mit einer ruhigen Freude am Schönen, wie er sich selbst versicherte, zu dem einen Bilde in der Fensternische zurück. Wäre St. Alban weniger sicher gewesen in dem, was man als feinen Ton in der höchsten Gesellschaft bezeichnet, obwohl man es eben nicht bezeichnen kann: so würde ihn seine Einsamkeit in einem großen, glänzenden Kreise, den er vor wenig Minuten als ein gänzlich Unbekannter betreten hatte, vielleicht verlegen und unbehaglich hingestellt haben. Allein St. Alban war ein gereister Mann; als Virtuos auf der Violine und berühmter Tages-Künstler, hatte er zu Paris in den ersten Salons, zu London auf den buntesten Routs gelernt, sich mit Anstand zu langweilen. Und darum benutzte er die willkommene Pause, die er eben machte, um sich durch eigene Beobachtung in den fremden und neuen Umgebungen ein wenig zu orientiren.

St. Alban war auf eine Einladung des Großherzogs mit dem Kapellmeister bei dem ersten Hofkonzerte der gerade angehenden Saison erschienen. In diesen

Hofkonzerten, die jährlich mit den Stürmen der Herbst-Aequinoctien ihren Anfang nahmen, versammelte der Großherzog einheimische und fremde Künstler, auch sonst Alle, die seiner persönlichen Gunst nahe standen, in zwanglosen Kreisen um sich. Natürlich, daß auch der Adreß-Kalender das Seinige hinzuthat und Einladungen veranlaßte, welche dem kunstsinnigen Fürsten eben so wenig vom Herzen gingen, als sie den Empfängern willkommen sein konnten, die durch dieselben genöthigt wurden, einen ganzen Abend lang kunstsinnig auszusehen. Man kam gegen sieben Uhr in den Zimmern der Großherzogin zusammen; sobald das fürstliche Paar erschien, nahmen die musikalischen Unterhaltungen, für die ein eigenes Zimmer, der sogenannte grüne Saal, zugerichtet und bestimmt war, ihren Anfang, und bis dahin blieb die Gesellschaft in den anstoßenden Gemächern nach Gefallen zerstreut oder versammelt. St. Alban hatte den freien, dem Hofzwange gänzlich enthobenen Ton dieser Soiréen rühmen hören und fand allerdings, daß man darin dieselbe freie Wahl hatte, wie anderswo, sich zu vergnügen oder zu langweilen, je nachdem man es just verstand. Und darin besteht ja die rechte gesellige Freiheit, daß jeder Persönlichkeit Raum gegeben werde und Stoff; das Verarbeiten bleibt jedem selbst überlassen, das Herausgehen und Zurückziehen, die thätige und die zulassende Theilnahme.

Da standen denn nun, der Ankunft des Großherzogs gewärtig, in den langen, schimmernden Sälen die Herren, mit den Hüten und den klappernden Tassen in der Hand, während die Damen in langen Reihen an den Seitenwänden aufgepflanzt wurden. Assy schien dem eifrig beobachtenden Fremden fast die Einzige, auf

deren Antlitz und in deren Betragen die landeskindliche Geduld nicht so peinlich und pflichtmäßig ausgeprägt war, wie bei den meisten Uebrigen, namentlich von den Frauen. Sie bewegte sich scheinbar ganz fessellos, unterhielt sich lauter, als es das Kopfschütteln der Strengen gutheißen mochte, mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen, und wäre man in einem Privathause gewesen, so würde sie St. Alban für die Tochter des Hauses oder eine nahe Angehörige gehalten haben: so ganz natürlich und an dieser Stätte ungewohnt, stellte sich ihm ihr Wesen dar.

Aber Assy besaß nur das Geheimniß, die Formen zu beherrschen, ohne sie zu verletzen, während Andere von ihnen beherrscht wurden, um sie nicht zu verletzen.

Im Laufe seiner Studien war St. Alban dem geheimen Mittelpunkte derselben in leisen Schwingungen allmählich so nahe gekommen, daß es ihn selbst verwunderte, wie er sich nur wenige Schritte von der Fensternische fand, worin ihm sein Madonnenbild zuerst erschienen. Assy stand noch immer da, der Herr in Uniform noch immer vor ihr.

Bei einer raschen Wendung streifte St. Alban ein Blick aus Assy's Augen, dem die seinigen begegneten. Das Mädchen schien sich einen Augenblick zu besinnen, als ob die fremde Gestalt in der Nähe sie stutzig machte. Plötzlich trat sie, mit einer halben Verbeugung gegen ihren Gesellschafter, dem überraschten Fremdling einen kleinen Schritt näher und winkte ihn mit einer flüchtigen Handbewegung herbei.

«Sie sind Herr St. Alban?» fragte sie auf Französisch und setzte, als er sich zur Bejahung verbeugt, rasch hinzu: «Ich wußte von der Großherzogin, daß

Sie angekommen waren, und durfte Sie um so zuversichtlicher hier erwarten, als Ihr Name diesem Kreise natürlich schon lange nicht mehr fremd ist.»

«Ein Gruß,» entgegnete St. Alban verbindlich, «den ich Niemanden lieber verdanke, als Fräulein Beaufort, oder Miß Assy, wie Sie lieber wollen, die selbst hier zu Hause zu sein scheint.»

Assy hatte die Oberlippe lächelnd aufgeworfen, als der Fremde sie mit ihrem Namen begrüßte. «Danke für das Kompliment,» sagte sie, «worin mir das Schmeichelhafteste bleibt, daß Sie mich schon herausgesucht und herausgefunden haben. Sind wir doch damit über eine feierliche Präsentation und offizielle Freuden-Bezeugungen glücklich hinaus. Aber daß wir Sie wirklich gern und mit Achtung an dieser Stelle willkommen heißen, wo uns Ihr Geist oft seltsam bewegt und heiter gestimmt, ehe Ihre Person uns sichtbarlich erschienen, nun das mag Ihnen hier unser Hofrath bezeugen.»

Bei diesen Worten beschied sie mit einem halblauten Anrufe den Herrn wieder herbei, mit dem sie vorhin in langer und lebhafter Unterhaltung gewesen und der St. Alban als Geheimer Hofrath Winter vorgestellt wurde. Assy lachte, als sie, die selbst Unbekannte, die beiden Männer einander zugeführt; aber mit derselben Leichtigkeit, womit dieß geschehen, ließ sie sich nun recht behaglich zwischen ihnen nieder und wußte bald eine gegenseitige, nähere Bekanntschaft zu vermitteln. Sie forderte St. Alban auf, ihnen recht viel von seiner Kunst, seinen Reisen, seinem Paris zu erzählen. «Ich höre jeden gern von der Heimath reden,» meinte sie, «jeden seine eigene Weise, sein Wiegenlied singen. Alles Persönliche tritt da am entschiedensten heraus und es

ist nach kurzer Zeit, als hätte man sich schon lange gekannt.»

So geschah es den Dreien auch. St. Alban erzählte mit dem Feuer und dem Fluß eines Franzosen und redete sich den letzten Rest eines fremden und unbehaglichen Gefühls von der Seele weg. Auch fand er aufmerksame und zugängliche Hörer. Der Hofrath, welcher selbst, als Begleiter des Erbgroßherzogs, wie er sagte, in Paris gewesen war, wußte ein Wort mitzureden und Assy, die durch tausend geistige Beziehungen eng mit jenem Mittelpunkte der Kunst und des geselligen Lebens verbunden schien, webte mit überlegener Geschicklichkeit die raschen Fäden des bewegten Gespräches immer zu einem sinnigen Resultate zusammen.

Darum schien der plötzliche Aufruhr in ihrer Nähe, welcher die Ankunft der Großherzogin andeutete, allen Dreien nicht der willkommenste zu sein. Winter erinnerte zuerst. «Die Großherzogin ist eingetreten,» sagte er, «gehen wir nicht, uns ihr zu nähern?»

Assy erhob sich rasch und eilte mit einem flüchtigen Gruß an den Männern vorüber. St. Alban folgte an Winters Seite langsam, während seine Blicke mit Assy vorausflogen. Das Mädchen hatte ihm sehr gefallen; nicht, als ob seine Sinnlichkeit in Aufregung gekommen wäre, denn er liebte aus Grundsatz nur seine Geige, um ihr allein leben zu können, und war, wenn nicht ohne Genuß, doch ohne rechte Theilnahme bis jetzt an allen Weibern vorübergeglitten. Hier hätte er stehen bleiben mögen, nur, wie er sich selbst in einem hüpfenden Monolog vordemonstrirte, weil ihn eine milde, innerliche Stimme zu dem schönen Mädchen zog, und dann, weil das Schicksal ihn ganz klar für seinen hiesigen

Aufenthalt in der Fremde an sie angewiesen hatte. Ja, ganz klar: zuerst bei der Ankunft am Fenster, hernach bei dem ersten Blick in den Saal wieder im Fenster, und nun zuletzt gar ihre freie, die Sitte keck überspringende Zuvorkommenheit — konnte das Schicksal deutlicher reden?

Durch die Ankunft des herzoglichen Paares war eine allgemeine Bewegung in die Gesellschaft gekommen. Die Großherzogin brach mit ihren Damen, worunter auch Assy sich gemischt, eben in den Konzertsaal auf, während der Großherzog noch im Gespräche mit einzelnen Herren seiner Umgebung verweilte. Als der Fürst, gleichsam unterwegs, auch einige Worte an den Hofrath gerichtet, beeilte sich dieser, seine neue Bekanntschaft vorzuführen. St. Alban fand eine so auszeichnende Aufnahme, wie sie dem fremden, durch einen Namen von gutem Klang empfohlenen Gaste gebührte. Der Großherzog unterhielt sich eine geraume Weile mit ihm und verabschiedete ihn mit der schmeichelhaften Aufforderung, heute Abend noch mehr von sich hören zu lassen. St. Alban verbeugte sich tief und trat in den Saal.

Die Gesellschaft, nicht eben überzahlreich, hatte sich in bunter, zufälliger Ordnung um den Kreis der Musiker gruppirt, der die Mitte des Zimmers einnahm. Ein Meer von Licht und Duft strömte durch die hellen, hohen Räume, brach sich in schönen Augen und in kostbaren Steinen und verschwamm mit den Wellen eines leisen, flüchtigen Dialogs, der unter einzelnen Gruppen spielend hin- und herflog.

Bei dem Eintritt des Großherzogs erhob der Kapellmeister das schwarze Zauberstäbchen und die mächtige

Tonfluth einer Beethoven'schen Symphonie brauste von dem kleinen, aber auserlesenen Orchester herüber.

Als die Wellen dieser Klänge um St. Alban rauschten, der, vom Hofrathe durch Zufall getrennt, allein an einer Säule lehnte, vergaß der Künstler, daß er ein Fremder und Unbekannter auf fremder Erde, unter unbekannten Menschen stand; er hatte sein Vaterland wieder gefunden, und wie heimisches Glockengeläut gemahnte ihn das Werk des Meisters. Es war die Pastoral-Symphonie, und wie er in den ersten Takten die wohlbekannte, vielliebe wiedergefunden, nahm er es auch für ein freundliches Zeichen, daß gerade sie, das Bild seiner fernen Heimath, ihn hier zuerst willkommen hieß.

St. Alban war eigentlich ein Schweizer von Geburt. Nur wenig Jahre, die frühesten seines Lebens, hatte er in seinen Bergen zugebracht; als er eben herangewachsen war, gab ihm der Vater, ein Gastwirth in einem unbedeutenden Landstädtchen der französischen Schweiz, seine Geige, zu der er den Jungen angehalten hatte, als dieser kaum die schwachen Finger krümmen konnte, unter den Arm, ein mäßiges Sümmlein in die Tasche und einen Empfehlungsbrief an Mr. Pradin, Mitglied des Orchesters an der italienischen Oper zu Paris, unter den runden Filzhut. St. Alban wanderte als vierzehnjähriger Knabe wohlgemuth der großen Weltstadt zu; sein Vater hatte ihm gesagt, in Paris sei das Glück und die Zukunft vorräthig zu finden, da dürfe nur der rechte Kopf aussuchen und die rechte Hand zugreifen, so sei man seiner Sache immer gewiß. Er fand die Wahrheit des gefährlichen Satzes an sich bewährt. Mr. Pradin, ein weitläuftiger Vetter seiner Familie, nahm sich des Burschen an, weil er Talent bei ihm entdeckte,

und als zehn Jahre herum waren — denn vier und zwanzig Jahre mochte St. Alban jetzt zählen, — hatte sich das Blättchen bereits dergestalt gewandt, daß er mit Bewunderung an dem gefeierten Namen seines Zöglings und Vetters hinaufsah. Von den größeren Provinzialstädten Frankreichs, selbst aus England über den Kanal herüber kam eine Einladung über die andre an «Mr. Jules St. Alban, premier violon et célèbre compositeur à Paris,» und wenn man die Renommées der Hauptstadt, das heißt Frankreichs, zusammenzählte, fehlte seine Violine gewiß nicht unter der Zahl.

Die Heimath hatte St. Alban noch nicht wieder gesehen. Der Vater Gastwirth antwortete auf die Wünsche des Sohnes immer ganz kühl und verständig, daß es zu weit sei und die Reise zu kostspielig, beide ja auch von einander wüßten, wie wohl es jedem gehe. Darum war nach und nach das Bewußtsein eines engen, irdischen Vaterlandes in dem Geiste des Jünglings schlafen gegangen, und je mehr sein Himmel in den unbegränzten Räumen der Kunst sich erweiterte und aufthat, desto tiefer sank die einzelne Scholle, woran zufällige Geburt den Knaben geknüpft hatte. Nur zuweilen erwachte das Bild der fernen Schweizer-Alpen, angestrahlt vom Morgenroth kindlicher Erinnerungen, im Herzen des weitgereisten und frühreifenden Mannes, und eine ziellose, tief glimmende Sehnsucht, die weder in den Kränzen des Ruhmes, noch in flüchtigem Sinnenrausche sich begnügen mochte, trübte die kühle, heitere Stimmung des bewunderten Mannes.

Solch ein Zuweilen beschlich ihn, als er im Konzerte von der Pastoral-Symphonie begrüßt wurde. Es war seine erste deutsche Reise, auf der er die Residenz

des Großherzogs besuchte; von England war er herübergekommen und unterwegs, in dem bunten Wechsel freundlicher und unbequemer Reise-Eindrücke, zumal aber als die schlimme Jahreszeit mit stürmischen und kurzen Tagen ihn auf der Wanderung überraschte, stellte sich in einzelnen Augenblicken der Uebersättigung wohl die Sehnsucht nach Haus oder nur nach einem Hause wieder ein. Beethoven gab diesem Sehnen Worte, weiche, klagende Worte. Malten sich doch in seinem Werke die Alpen mit ihren funkelnden Gletschern und das ferne, schier verwischte Bild des Vaterlandes; klangen doch die Gewitter im Hochgebirge und die brausenden Wasserfälle alle drin wieder, an denen er als Knabe schauernd gelauscht! Und das alles schloß sich zu einem milden, runden, ruhigen Bildchen, indem der Wandernde am Ende seine ganze und rechte Heimath wiederfand.

In Gedanken stand er da. Als er aber einmal unwillkührlich die Augen aufhob, trafen sie auf Assy, auf die zuerst Gefundene, und mochte es auch in der erweichten Stimmung des Mannes liegen, doch fand er eine freundliche, fast tröstliche Beziehung darin, daß sein erwachender Blick gerade der einzigen bekannten Gestalt, der, welche ihm selbst freundlich zuvorgekommen war, wieder begegnete. Er hätte Assy in dem Augenblick wie seine Schwester grüßen können, zumal da auch auf ihrem Antlitz, dessen edles, fein geschnittenes Profil er jetzt vor sich hatte, die tiefen und klaren Eindrücke des Tonstückes sich abspiegelten, gleichsam ein Abglanz oder ein Wiederhall seiner eigenen, wunderbar erschütterten Innerlichkeit.

Als die letzten Takte verhallt, mußte er zu Assy herantreten; eine innere Stimme hieß ihn so. Durch ein

gewöhnliches Gespräch oder eine kühle Pause würde sein Friede widerlich durchschnitten und getrübt worden sein; um ihn zu erhalten, knüpfte er mit Assy da wieder an, wo ihr erstes Gespräch abgerissen. Auffallend war es ihm, daß nach wenig gewechselten Worten auch Winter wieder bei ihnen war, den er doch kurz zuvor am entgegengesetzten Ende des Saales wahrgenommen zu haben glaubte. Seine Nähe befremdete ihn; fast schien es, als ob sie ihn störe. Denn als er eben im Begriff gewesen, Assy das Geheimniß seiner Stimmung mitzutheilen, verstummte er nun auf einmal und zog sich, Winter an Assy's Seite zurücklassend, an seine alte Stelle zurück. Bei ruhigem Nachdenken freute er sich jedoch der Unterbrechung. Die Fremde könnte in seinem schnellen Vertrauen etwas Aufdringliches gefunden haben, meinte er; hatte sie ihn doch jetzt schon ganz verwundert ausgesehen und — ob spottend oder theilnehmend? — darüber gelächelt, daß die Kunst auf ihn selbst, den Künstler, noch von so zaubrischer Wirkung sein könne. «Das ist's ja,» erwiederte er vor seinem Rücktreten noch, «das ist's ja, mein Fräulein! Wir regieren selbst in diesem Banne und sind Könige der Kunst; aber wenn sie in rechter, eigentlichster Erscheinung vor uns hintritt, fühlen wir uns mehr von ihr hingerissen und beherrscht, als der Ungeweihtesten einer.» Er schied mit einer stillen Verbeugung.

Der Zauber der Minute schwand. Wie es aber gewöhnlich zugeht, daß die nächst daran stoßende Alles auf einmal umwirft und dadurch selbst recht kahl und öde wird, so auch jetzt bei St. Alban. Er schalt sich wegen einer leichten, unerklärten Zuneigung, die ihn zu Assy hingezogen hatte. Die Weiber galten ihm sonst

nichts, nicht einmal so viel, daß er sie hassen mochte; warum dieß rasche Gefühl für eine, die ihn flüchtig begrüßt und flüchtig entlassen hatte? St. Alban grollte auf sich selbst und würde mit dem Fuß gestampft haben, wenn nicht eben die Stille der Erwartung um ihn her einen neuen Kunstgenuß angekündigt hätte. Sein Auge, das am Boden gewurzelt, erhob sich und fiel wieder auf Assy. Assy saß dieses Mal in der Mitte des um ein Geringes erhöhten Podiums, worauf die Musiker standen. Sie hielt eine Harfe im Arm und schickte sich, schien es, zum Singen an. Der Kapellmeister stand mit dem Notenblatt neben ihr und es freute St. Alban, daß das Mädchen, frei von aller Ziererei und hölzerner Befangenheit der Diletantinnen, noch ganz harmlos mit demselben plauderte und lachend in die kleinen Hände blies, als ob's ihr im Saale zu kalt sei zum Harfenspiel.

Assy sang zur Harfe. Die Wahl, die sie getroffen, gefiel ihm, weil sie nicht ein seiltänzerisches Kunststück ausgesucht, sondern eine einfache, edle Komposition, die sie mit vielem Geschmack und seltener Fertigkeit vortrug. Dazu bestach das Bild des schönen, weißen Mädchens, das in grellem Kerzenschein da saß, die Harfe zwischen den vollen Knieen und mit den schmalen, rosenrothen Fingern über die Saiten streifend. Aber deßungeachtet war in St. Alban der Kenner wach geworden, vielleicht erst seit der vorigen Minute, und er horchte wohl mit Vergnügen, aber ohne innerliche Regung und Genugthuung ihrem Liede.

Als dieses dem Ende nahe war, lenkte eine plötzliche Störung am Eingange des Saales seine Aufmerksamkeit ab. Er schaute um sich und gewahrte, wie ein

Mann, dem Anscheine nach erst eben eingetreten, durch die Reihen der Gäste sich möglichst leise Bahn machte. Aus der Ehrfurcht, womit diese ihn begrüßten, schloß er auf den ausgezeichneten Rang des Neuangekommenen, den seine späte und zwanglose Erscheinung gleichfalls ankündigte. Er hatte sich endlich ganz in St. Albans Nähe niedergelassen und dieser betrachtete die interessante Gestalt mit einiger Theilnahme. Für die kräftige Mannes-Jugend, die sich in den Gesichtszügen trotz einzelner Furchen oder Narben eines reichen Lebens aussprach, schien er fast zu zart und zu gebeugt; sein Haupt hing auffallend nach vorn über und in den tiefliegenden Augen brütete eine unverkennbare, gleichgültige oder bittere Abwendung von allem Aeußeren. St. Albans Neugierde wurde durch die von seinen übrigen Umgebungen durch ein unnennbares Etwas unterschiedene Erscheinung in Anspruch genommen; er prüfte sogar die Kleidung des Fremden, um aus dieser einen Schluß auf dessen Stand zu versuchen. Allein der blaue, nach einfachstem Schnitt genommene Frack, nebst dem dunkeln Unterkleide, verrieth nichts, und wenn nicht an dem weißen Halstuche ein rothes Ordensband sammt Kreuz herausgelauscht hätte, das sich vorsätzlich in dem zugeknöpften Gilet zu verbergen schien, würde St. Alban in Versuchung gewesen sein, den neuen Gast für einen Geistesbruder, für einen Künstler der Residenz zu halten; Hofmann oder Angestellter oder gar Militair konnte er nach seiner physiognomischen Annahme unmöglich sein.

Mittlerweile war Assy's Lied zu Ende gegangen. Der Ordensritter im blauen Frack war bei dessen Schluß aufgestanden und hatte, nachdem er im Vorbeigehen den Großherzog begrüßt, die Sängerin mit einer gewissen

Hast aufgesucht. Assy saß gerade bei der Großherzogin, welche ihr über das Lied vielleicht etwas Schönes sagen mochte. Wenigstens geberdete sich Assy sehr vergnügt und leicht, und ward es scheinbar doppelt, als der Mann im blauen Frack herantrat und mit der Großherzogin und ihr ein angelegentliches Gespräch anknüpfte. Dieß Alles hatte St. Alban, der standhafte Säulenheilige, mit angesehen, ohne sich über seine unwillkührliche Theilnahme an diesen, in jeder Gesellschaft natürlichen Scenen Rechenschaft geben zu wollen. Nur das wünschte er zu erfahren, wer der blaue Frack gewesen sei, vor dem alle gestickten und vergoldeten Uniformen so ehrfurchtsvoll aufgestanden waren und dem die tiefneigenden Mädchen noch immer verstohlen nachschauten. Deßhalb wandte sich St. Alban an seine nächste Nachbarin und bat diese mit einer höflichen Entschuldigung seiner Freiheit, um eine gewogentliche Auskunft über den blauen Frack, der mit der Herzogin und Fräulein Assy eben so lebendig sich unterhielte.

«Den kennen Sie nicht?!» war die verwunderte Antwort, wobei die Dame den fremden, wohlgebildeten Frager mit aufmunternden Blicken ansah. «Ei, das ist ja unseres Erbgroßherzoges Hoheit.»

St. Alban erstaunte. So hatte er sich den Prinzen unmöglich denken können, blaß, schmächtig und dem Aeußeren nach nichts weniger als lebensfroh, wenn er auch jetzt gerade in dem Gespräche mit seiner Mutter und mit Assy ganz vergnügt und aufgeregt erschien. Er sprach seine Ueberraschung darüber gegen die Nachbarin aus, und diese erwiederte mit geheimnißreichen Mienen: mit diesem Prinzen seien allerdings seltsame Dinge vorgegangen und vielleicht noch seltsamere im

Werke. «Sie sind wohl fremd hier?» fügte die Gutmüthige hinzu und winkte mit einem einladenden Blicke auf einen leeren Stuhl an ihrer Seite. St. Alban mußte, wenn er nicht unhöflich erscheinen wollte, diesen Wink dankbar benutzen, indem er sich niederließ und der Nachbarin seinen Namen mittheilte. Die Dame war höchlichst erfreut, eine so gefeierte Bekanntschaft zu machen. «Ja,» sagte sie,» so ist nun unser allergnädigster Herr. Damit Niemand genirt sei, fällt alles Vorstellen und Bekanntmachen in seinen musikalischen Soire'en weg; daher kommt's denn, daß am Ende das Publikum die ausgezeichnetsten Gäste verliert, weil es sie nicht kennt, und diese wiederum unbefriedigt und mißmuthig fortgehen, weil sie bei jenem nicht eingeführt worden.»

St. Alban suchte die abspringende Unterhaltung dahin zu lenken, wohin seine Blicke sich wiederum gewandt hatten, auf den Erbgroßherzog, der noch immer vor der Herzogin und Assy stand und für die ganze übrige Gesellschaft gar nicht vorhanden zu sein schien. Aber St. Albans neue Nachbarin war einer Seits zu sehr Hofdame, um an einen Fremden sofort die angeblichen Geheimnisse ihres Hofes indiskret zu verrathen, und anderer Seits zu sehr alte Jungfer, um nicht bei einer so seltenen und willkommenen Erscheinung, als St. Alban war, mehr hören als reden zu wollen.

Desto bereitwilliger theilte sie, selbst ohne direkte Aufforderung, ihr Urtheil über Assy's Spiel und Gesang dem Kenner mit und knüpfte daran mit unnachahmlicher Gewandtheit der Medisance leichte und scheinbar spielende Verdächtigungen der Sängerin selbst. «Miß Assy,» sprach sie, «gefällt sich in der Rolle des

weiblichen Sonderlings. Nun freilich, als Engländerin ist sie ja dazu privilegirt und überhaupt mag es mit ihrem Leben, dem früheren mein' ich, absonderlich genug stehen, wenn sie es mit dem harmlosen, ebenmäßigen Leben anderer junger Mädchen vergleicht.»

Sie lächelte sinnig zu den «anderen jungen Mädchen,» und St. Alban lächelte mit, indem er in dem ganz ehrbaren und gereiften Gesichte der Lächelnden den Kommentar suchte. Im Ganzen hatte er nur oberflächlich auf sie gehört, als sie aber fortfuhr und leise, andeutende Schatten auf ein Verhältniß des Prinzen mit der schönen und romantischen Harfen-Sängerin so ganz gelegentlich hinwarf, ging ihm ein plötzliches Licht über die ganze Erscheinung des Mädchens, wie namentlich über ihre sichtlich sehr bevorzugte Stellung zum Hofe und zur höchsten Gesellschaft auf. Dieß Licht war kein wohlthätiges, — es schmerzte ihn durch die Augen, selbst unwillkührlich ins tiefste Herz hinein. Zerstreut antwortete er auf die weiteren Fragen seiner redseligen Nachbarin und hing dafür seinen eigenen Gedanken um so gesammelter nach. War es denn aber am Ende etwas so Auffallendes, daß ein Prinz eine Liebschaft hatte, und daß deren Gegenstand in der Residenz öffentlich gefeiert, insgeheim beneidet und verläumdet wurde? St. Alban ertappte sich auf einem unwillkührlichen Gefühle des Mißbehagens und versuchte es, den Gedanken an die erste Quelle desselben gewaltsam los zu werden, als Assy plötzlich selbst vor ihm stand, an der Seite des Kapellmeisters.

«Wir suchen Sie im ganzen Saale, Herr St. Alban!» sagte sie zu ihm, «und kommen als Gesandtschaft der Frau Großherzogin. Sie sollen Etwas von

sich hören lassen, was zum Besten geben, wie man's gewöhnlich nennt. Kommen Sie doch!»

St. Alban erhob sich und fuhr mit der Hand über die Stirne. «Ich glaube kaum,» entgegnete er, «daß ich dazu fähig sein werde. Meine Gedanken haben sich hierhin und dorthin zerstreut; ich werde geringe Ehre einlegen und vielleicht ein günstiges Vorurtheil für mich ungeschickt zerstören.»

«Das sind Künstler-Prologe!» meinte der Kapellmeister lachend. «Aber es hilft Ihnen nichts, Freund! Sie müssen daran; denn wenn sich auch die Königliche Hoheit selbst mit einer Weigerung abfinden lassen könnte, hier ihr Ministre plénipotentiaire nimmt gar keine Ausflüchte an. Nicht wahr, schöne Assy! bei Ihnen heißt's: tel est mon plaisir?»

St. Alban versuchte keinen Widerstand mehr. Er betrat mit dem Kapellmeister das Orchester und griff nach der Geige. «Aber haben Sie auch an Noten für mich gedacht?» fragte er diesen. «Ich sah's voraus,» war die Antwort, «hier haben Sie Ihr eigenes Werk, das neueste Capriccio, welches unserem Publikum noch nicht einmal bekannt ist. Damit führen Sie sich am Besten ein.»

Erst jetzt, als St. Alban an das Notenpult trat, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, während früher vielleicht nur Einzelne aus dem Kreise der weiblichen Jugend nach dem schlanken fremden Manne gefragt hatten, der ganz allein in der Gesellschaft umhergestanden und nur mit dem Kapellmeister bekannt zu sein schien. Sein Name lief in emsigen Geflüster durch den Saal und spannte die Erwartungen sehr hoch.

Bei dem ersten Strich war Alles athemlos, steinern, todtenstill.

Der Spieler hatte die Augen fest auf das Notenblatt geheftet. Sein Gesicht zeugte nicht von Befangenheit und Verwirrung, wohl aber war ein stiller Ernst und eine fast wehmüthige Verstimmung über die frischen Züge gegossen, die zurückgeschlagene Manchette zeigte eine kleine, fast weibliche Hand, deren Finger zart und weich, wie um den Hals einer Geliebten, um die schmale Geige faßten. «Ein hübscher Mann,» sagte die eine Freundin zur andern. «Und ein Franzose obendrein,» ward hinzugesetzt. «Ja, und wie interessant,» wisperte die Nachbarin. «Er hat vorhin eine halbe Stunde mit mir gesprochen.»

Eigentlich war's umgekehrt gewesen.

St. Albans Tonstück paßte nicht zu der Stimmung, worin er es anfing. Es war ein rauschendes, in hellen Tönen umherhüpfendes Allegro, empfangen und gedichtet in einer heitern Stunde an den Ufern der Seine. Seine Seele war deßhalb nicht in und mit den Tönen, wenn es auch, außer ihm, Niemand herausfand. Beim Umwenden des ersten Blattes flog sein Auge, vielleicht unbewußt, auf und streifte leicht über die Gesellschaft.

Da, in einem Winkel, saß Assy, ganz allein, als habe sie sich eine künstliche Einsamkeit in der glänzenden Menge gesucht. Aber — war's Täuschung oder Wahrheit? — ihr Aeußeres schien ganz verändert gegen vorhin. Die blauen Augen hatte sie groß und starr zur Decke des Saales emporgehoben und der Schimmer der Lichter spiegelte sich, wie Sterne im Meeresabgrund,

funkelnd in den feuchten, lichten Tiefen. Ihre ganze Seele war in diese Blicke gegossen und die beiden Hände, die sie über der wogenden Brust gefaltet, schienen die Seufzer und Regungen des Innern gewaltsam fesseln zu sollen. St. Alban war betroffen; seine Hand stockte, das Auge wollte den auf einen Augenblick verlorenen Faden auf den Blättern wieder suchen, und begegnete auf dem Rückwege dem Prinzen, der regungslos Assy gegenüber stand, sie mit brennenden Blicken verschlingend. Die Violine wäre fast den Fingern St. Albans entfallen; so mächtig, so unmittelbar war der dunkle Eindruck, den diese beiden Bilder auf ihn machten. Er stampfte in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit mit dem Fuße, daß die Gesellschaft, die vielleicht schon durch die sekundenlange Stockung aufmerksam gemacht worden war, erschrocken zu ihm aufsah. St. Alban überblickte dieß Alles in demselben Moment und fühlte, daß es eine rasche Fassung galt. Er stieß mit dem Fuße das Pult zurück, trat einen kleinen Schritt weiter vor und ging mit einem grellen, mißtönenden Sprung in eine ganz andere Weise über. Aber der Geist seiner Kunst war durch das sinnliche Erdbeben in ihm entfesselt worden, und stürzte in vollen Strömen, in dichten Strahlen aus ihm heraus. Seiner klaren Besinnung kaum noch mächtig, fuhr er mit der Schnelligkeit eines Rasenden durch das weite Gebiet seiner Töne, das starre Holz schien sich unter seinen Händen allmählich zu beleben, und was er ihm entlockte, war nicht das Werk eines durchdachten künstlerischen Prozesses, sondern eine rein augenblickliche Inspiration, ein Gedicht in Tönen, das durch schneidende Widersprüche und himmelstürmende Läufe seine eigene, gewaltsam zerschmetterte Stimmung abspie-

gelte. Er mochte eine Viertelstunde lang auf diese Weise gespielt haben, als seine Kraft zu ermatten schien; die Läufe wurden milder, rieselnder, es kam eine rhythmische Bewegung in seine Dithyrambe. Fast schien es, als strebe der Meister seinem Schlusse zu und könne sich nur von seiner Geige nicht trennen, bevor nicht eine stille, künstlerische Versöhnung zwischen beiden erreicht. Und darum sank er in wehmüthiger Erschlaffung zu flüsternden Lauten und melodienreichen, schmelzenden Passagen herab, bis die letzten Töne wie ein gebrochenes Weinen in dem weiten, stummen Raume verschwammen.

St. Alban hatte geendet und trat, ohne Verbeugung, ohne Abschiedsblick an die Versammlung zurück. «Freund!» sagte er nach der ersten Minute zum Kapellmeister, dem er die Violine zurückgab: «nun habt Ihr Euren Willen gehabt, nun laßt mich gehen. Ich fühle, daß ich genug habe und hier nichts mehr tauge.» Der Kapellmeister führte ihn, wie von einer stummen Ehrfurcht befangen, auf einen Stuhl, wo St. Alban kraftlos zusammenbrach.

In der Gesellschaft war unterdessen auf die Todtenstille, die — der lauteste Triumph jedes Künstlers — noch eine geraume Weile nach dem Schlusse der Phantasie fortdauerte, eine allgemeine Aufregung gefolgt. Man wußte freilich nicht recht, was man aus dem Künstler und seinem Produkte machen sollte, allein eben deßwegen fühlte man sich in geheimer Ahnung gedrungen, den Gott in beiden anzuerkennen. Der Großherzog war vor Allen bewegt. «Mein Herr!» sagte er zu St. Alban, den er aufzusuchen gekommen war, «Sie sehen, wie Sie auf uns gewirkt, und wenn Ihnen ein Wort oder ein Wortspiel nicht als Frevel an dieser Minute

erscheint, so überzeugen Sie sich selbst, daß Sie, ein umgekehrter Orpheus, nicht Steine in Menschen, sondern Menschen in Steine verwandelt haben.»

St. Alban wollte sich erheben, allein der Herzog drückte ihn mit freundlicher Gewalt auf seinen Stuhl zurück. Die Angesehensten des Kreises kamen nun, als die ersten Eindrücke allmählich verblaßt waren, alle um ihn her, um ihre Bewunderung, aufrichtige oder unverstandene, auszudrücken. Unter ihnen waren auch die Großherzogin, der Prinz und Winter. «Ich habe Sie nicht verstanden,» sagte der Prinz, indem er St. Alban stark die Hand drückte. «Ich weiß nicht, was Sie gethan. Aber ich verehre es wie ein Wunder. Zuerst, geradezu gesagt, waren meine Gedanken nicht bei Ihrer Geige» — St. Alban lächelte schwach, aber nicht bitter bei diesen Worten — «nur da, als Sie das todte Blatt verächtlich von sich stießen und mit dem einen harten Fußtritt eine blühende Wundersaat aus dem Boden stampften, erst da war ich bei Ihnen, durch Sie fortgerissen, ich weiß nicht wohin.» Der Prinz hielt St. Alban noch immer bei der Hand. Es war etwas Phantastisches in der Art, wie er sich ausgesprochen hatte, allein es that dem Angeredeten doppelt wohl, als Künstler und als Menschen, und er fühlte sich mit geheimen Kräften zu dem Prinzen hingerissen, wie ihn geheime Kräfte auf einer andern Seite noch entschiedener von ihm abstießen. St. Alban saß noch immer, der Mittelpunkt des erlauchten Kreises, erschöpft und wortkarg da; erst nach und nach erholte er sich so weit, daß er wenigstens in die äußeren Formen der Konvenienz, die er selbst vergessen, wie er sie Andere vergessen gemacht, wieder hineingerieth. Damit verkühlte denn auch die

Stimmung der Gesellschaft und kehrte in das gewohnte Gleis wieder zurück.

Winter erinnerte zuerst an Assy. Man suchte — die Großherzogin ausdrücklich, der Prinz mit versteckter Hast, St. Alban in künstlicher Ruhe, — nach ihr im Saale. Assy war nicht da. «Sollte sie schon gegangen sein?» sagte die Großherzogin. Ein Kammerherr versicherte, sie noch kurz vor dem Ende der Phantasie gesehen zu haben. Während man noch von ihr redete, trat sie selbst durch eine Seitenthüre in den Saal ein und eilte auf die Gruppe zu, in der sie vermißt worden war. St. Alban faßte sie mit einem festen Blick ins Auge. Sollte sie geweint haben? dachte er bei sich selbst, als er das hochglühende Gesicht still prüfte, die Verwirrung ihrer Züge, der erloschene Glanz der Augen hätten es ihn fast vermuthen lassen. Aber Assy wandte sich gleich mit ruhiger Stimme und in den heitersten Worten an ihn selbst. «Sehen Sie, mein Herr!» sagte sie, «ich will weniger ungalant sein, als Sie. Sie haben mir über meine Harfe noch kein freundlich Wort gesagt, und wenn mir nicht unser Erbmarschall eben sehr geistreich versichert, die Harfe sei doch eigentlich das beste Instrument, weil sie den doppelten Vortheil des Malerischen und Poetischen vor anderen noch voraus habe, so hätte ich ohne allen Kranz heimziehen müssen.» St. Alban wollte etwas entgegnen, und wußte den rechten Ton auf diesen Scherz nicht gleich zu treffen. Assy ließ ihn freilich auch nicht zu Worte kommen. «Sagen Sie uns,» fuhr sie lachend fort, «nun aber endlich auch, was Sie uns vorgetragen haben?»

«Ja,» meinte Alban, «wenn ich es selbst nur so

eigentlich wüßte. Aber, warten Sie, ich mach' Ihnen einen Titel.» —

Er dachte einen Augenblick nach. «Wissen Sie, wie's heißt?» sagte er dann, langsamer und bedeutungsvoller, als es dem leichten Gespräche angemessen sein mochte: «Une heure de désappointement. Wie gefällt Ihnen der Name für eine neue Phantasie?»

St. Alban sah das lächelnde Mädchen gar sonderbar bei diesen Worten an. Sie erwiederte seinen Blick ruhig und harmlos, als verstände sie nicht, was darin liegen könnte. Auch mußte ihr die dornige Beziehung nothwendig fremd bleiben; es erschreckte sie nur der kalte, fast höhnische Ausdruck, der in dem Auge des Mannes lauerte. Der Prinz, der verwundert und aufmerksam auf dieß unverständliche Duett gehört hatte, trat mit allgemeinen Fragen dazwischen und bald trennte das nächste Musikstück die Redenden. St. Alban blieb aber für alle der Held des Tages und mußte, da in seinem Vortrag jenes Räthsel für Viele gewesen war, dem weiblichen Geschlechte um so wichtiger werden. Mit Mühe hielt er bis zu Ende des Konzerts aus und verabschiedete sich, sobald es mit Anstand geschehen konnte, bei der großherzoglichen Familie. Assy war noch in deren Mitte und wünschte ihm ein heitres Gute Nacht, bei dem sie ihm unbefangen und freundlich die Hand reichte. Als sich St. Alban am Eingange des Zimmers mechanisch noch einmal umsah, traf er auf Assy, die ihm nachblickte. Es schien ihm, als ob in ihrem Auge eine bange Frage gestanden hätte. Zugleich bemerkte er, wie der Prinz mit gerunzelter Stirne und einem flüchtigen Mißfallen ihm einen schnellen Blick nachjagte. Gedankenvoll schritt er über die Schwelle,

die hohen Flügelthüren fielen klirrend hinter ihm zusammen und er bestieg in sich gekehrt den Wagen, worin der dienstfertige Kapellmeister ihn nach Hause geleiten wollte.

Die Frau Kapellmeisterin, die auch mit von der Parthie gewesen und bei dem Ende der Violin-Phantasie ihr redliches Theil geweint und bewundert hatte, fragte den schweigenden Virtuosen noch unterwegs, wie es ihm bei Hofe gefallen und was er besonders zu der romantischen Assy gesagt habe? «Es ist etwas rein Unweibliches und Verzerrtes in dem Persönchen,» fügte sie in beschränktem Eifer hinzu, «und ich glaube nicht, daß ein solider Mann Geschmack an ihr finden kann.»

«Wie Du nun einmal wieder bist, Frau!» rief der Kapellmeister heftig aus. «Unweiblich! Verzerrt! Damit seid ihr gleich bei der Hand, wenn Jemand anders gebildet, anders gesinnt und anders gesittet ist, als ihr! Als ob nur eure hiesige und zeitige Natur der Typus aller Weiblichkeit sein müßte?»

«Ich weiß wohl, daß Du ihr immer das Wort redest,» schmollte die Frau weiter, «und wenn wir uns nicht schon so lange kennten — Aber ich frage ja auch Dich nicht, sondern Deinen Freund, der doch in fremden Ländern gewesen ist und gewiß vielerlei Frauenzimmer gesehen hat.»

Die Frau Kapellmeisterin fragte wohl, aber ihr Gegenüber schien wenig Lust zum Antworten zu verspüren. Wie aus einem tiefen und verdrießlichen Nachsinnen erwachend, half er sich mit Gemeinplätzen und ausweichenden Redensarten, und wäre es nicht ganz dunkel in der Kutsche gewesen, so würde man ihm ordentlich angesehen haben, wie froh er war, als an seiner Woh-

nung stillgehalten ward. Beharrlich lehnte er alle Einladungen der freundlichen Frau zu einer Tasse Thee ab, dankte für die Gefälligkeit, die man ihm erwiesen und angeboten, und stieg aus. Einsamkeit und Ruhe waren ihm Bedürfniß geworden; er suchte sie jedoch nicht in frühem Schlafe, sondern wandelte erst noch einmal, in seinen Mantel gehüllt, durch die dunklen Straßen, über denen feine Nebel und frostige Winde Haschen spielten.

Sein Herz war, wie die Winternacht, — kühl und trübe, aber ohne ihre Sterne. Gute Nacht dem stummen Wanderer!

Zweites Kapitel.

Die romantischen Weiber.

Dämmerung der Liebe, du süße, wunderbare, wohl bist du schön, wenn deine Schatten mit den allmächtig aufblitzenden Lichtern eines neuen Gefühls ringen und die gesammte Natur einem andern, lichten Zustande ahnungsreich zustrebt! Wahrlich schöner, als die Wunder jener Leidenschaft, die in einem Augenblicke fertig und ganz aus dem Herzen springt, auch eine Göttin, aber keine geharnischte Pallas, sondern eine nackte Afrodite, menschlich schön und — menschlich schwach!

St. Alban war mit dem Gedanken an Assy spät entschlafen, und erwachte früh mit demselben Gedanken. In seiner Seele war die Dämmerung der Liebe. Darum erschienen ihm alle Gegenstände außerhalb in jenes farblose Grau gekleidet, das doch nur von seiner eigenen, einem Ende zudrängenden Stimmung ausging. Seine Geige stieß ihn ab, seine Noten verwirrten ihn; er brach bei frühen Morgenstunden auf, um einen Gang durch den Schloßgarten zu machen, weil er eben nichts Besseres, ja nicht einmal etwas Anderes thun konnte, als gehen oder laufen. Als ob der Mensch sich jemals entlaufen könnte!

Der Weg führte ihn am Pallaste des Großherzogs vorüber. Es mochte neun Uhr sein und die hohen Fenster der fürstlichen Wohnung waren noch alle dicht verhangen. Für ihre Bewohner brach der Tag noch später an, als für die winterlich kahle und dunkle Natur.

Der Fremde wollte eben an einem Seitenflügel des geräumigen Bau's vorüber zum Thore hinausschlüpfen und draußen einen Nebeneingang zum Park aufsuchen, weil das Hauptthor unmittelbar an den Schloßhof selbst stieß und er diesen zu so früher Stunde nicht durchschneiden mochte. Auf einmal rief ihm Assy's Stimme, wie vom Himmel herab, einen freundlichen guten Morgen zu und er blickte überrascht auf. Assy stand wie damals, als St. Alban im Postwagen an dieser Stelle hergefahren kam, am offenen Fenster, welches in seiner modernen Länge die ganze Gestalt des Mädchens bis zum Knie herunter sichtbar werden ließ. St. Alban hatte dergleichen Fenster sonst gern gesehen, weil sie ihm etwas Südliches zu haben schienen und eine hübsche Figur dahinter friedlich und künstlich einrahmten. Assy fütterte ihren Vogel, einen ganz gewöhnlichen Hänfling, der in seinem messingenen Staatskäfig unbehaglich und frostig sich aufblies.

«Wohin so früh?» rief sie hinunter und sprengte dem höflich Grüßenden einen Tropfen Wasser in's Gesicht. «In's Freie!» war Albans Antwort, wobei er lächelnd mit dem Finger hinaufdrohte. «Glück auf den Weg!» sagte Assy, «und wenn Sie müde und erfroren genug sind, machen Sie es, wie der da.» Sie nahm den Käfig in's Fenster und schloß dieses mit einem freundlichen «Au revoir.»

St. Alban zog den Hut und schritt weiter. Als er eben um die Ecke des Flügels bog, worin Assy's Fenster lagen, stieß er auf den Prinzen. Derselbe ritt allein auf die Jagd. Sobald er den frühen Spaziergänger gewahrte, flog eine flüchtige Röthe über das blasse, verwachte Gesicht und die Stirn zog sich in leichte Runzeln. Er grüßte stumm, aber nicht kalt, und sprengte in rascherem Schritt dahin.

St. Alban verlor sich in die einsamen, verschlungenen Gänge des Parks. Ein dünner Reif, der über Nacht gefallen, hatte die Bäume mit einer zart glimmernden Kruste überzogen und unter den Füßen knirschte der Boden und die wenigen Blätter, welche welk und erfroren umhertrieben. Die frische Morgenluft wehte mit willkommener Kälte um Albans Wangen und sein Auge, das geflissentlich umherschweifte, um sich dem Innern abzuwenden, traf sogar dann und wann auf ein blaues Fleckchen am wolkenschweren Himmel, worauf es, wie auf einer Insel im fluthenden Meere, rasten mochte.

Ein Wintermorgen sieht uns gar kühl und nüchtern an, wenn das Herz mit seinen Räthseln kämpft und wir draußen gern Lösung oder wenigstens Anklang finden möchten. Länger wie eine Stunde hielt es St. Alban auch nicht aus und kehrte dann auf demselben Wege in die Stadt zurück. Assy's letzte Worte konnte er eigentlich als eine symbolische Einladung nehmen, und warum sollte er nicht? Hatte er doch um diese Stunde oft genug einen Toiletten-Besuch in Paris gemacht! Er ging.

Aber noch an der Thüre fragte er sich: «Und was willst du eigentlich bei ihr? Ist der Prinz nicht vielleicht vor ein Paar Stunden von ihr gegangen?»

Er dachte nicht aus. Es war unmöglich; Assy's unbefangenes, klares Auge, woraus sie ihm das «Guten Morgen» lächelnd zugestrahlt, ertödtete diesen Verdacht. Auch wollte er ja nichts weiter oben, als einen Toiletten-Besuch machen. An sein Räthsel erinnerte ihn sein Herz in dieser Minute nicht, weil er mitten drin stand. Er ging hinauf, ein Kammermädchen meldete ihn, Assy öffnete selbst die Stubenthür, die mit Moos, warm und zierlich zugleich, ausgeschlagen war, und er trat ein.

War es in diesen Räumen nicht traulich und wohl, wenn man von draußen kam, mit eingeschneitem Gesicht und fröstelnden Gliedern! Eine warme, von lindem Blumenduft durchwürzte Luft zog durch das kleine Gemach, dessen Hauptgeräthe in einem kleinen Divan, wovor ein runder Tisch, und in einem Piano bestanden. Das Zimmer hatte nur ein Fenster und die Helle, welche durch dasselbe eindrang, ward noch gebrochen in grünen Blättern und Stauden. St. Alban fand nichts von der Eleganz, welche die Pariser Mode in den Boudoirs der Sängerinnen zur Schau stellt, weder Bilder, noch Spielereien des allerneuesten Geschmacks, weder künstliche Unordnung, noch ängstigende Fülle. Es war ein kleines, mäßig erhelltes und mäßig durchwärmtes Zimmer, der Fuß wandelte auf einem schweigsamen Teppich und das Auge ruhte, wenn es die engen Grenzen schnell durchflogen, auf einer einzigen Zeichnung, die über dem Divan hing. Auf dem Tische stand eine melodisch summende Theemaschine und daneben lagen in Unordnung, die ein deutsches Mädchen vielleicht erschreckt haben dürfte, ein paar Bücher, eine Stickerei und eine goldene Damen-Uhr.

Assy, welche dem Besuchenden in ihrem weißen Morgenanzuge freundlich entgegengetreten war, hieß ihn mit wenig Worten in ihrem Königreiche willkommen. «So darf ich's wohl nennen,» sagte sie, als sie St. Alban einen Stuhl gereicht und sich selbst auf dem Divan wieder niedergelassen hatte, «aber lieber noch nenn' ich es meine Heimath. Die Güte der Frau Herzogin, zu deren Hofdamen ich gezählt werde, hat mir eine hübsche Reihe glänzender und großer Piecen angewiesen. Die sind mir aber alle wie dem Wandernden die Fremde, hier, nur hier fühl' ich mich recht zu Hause.»

Sie beretiete bei diesen Worten den Thee und St. Alban, um doch auch etwas zu seiner Einführung zu sagen, belobte die Zierlichkeit, womit ihre Hände bei diesem Geschäfte gegenwärtig waren. «Fast sieht sich's an wie ein anderes Harfenspiel,» lächelte er, «und ich würde gestern Abend, als ich Sie spielen hörte, beinah darauf geschworen haben, diese Finger verständen nur Harfe oder Klavier zu rühren. Sie überzeugen mich heut eines Besseren.»

«Wenn's eben ein Besseres ist,» antwortete Assy und bot ihm eine Tasse. «Ich muß Ihnen nur geradezu sagen, daß ich selbst nicht viel auf diese Fertigkeit gebe und daß ich sicherlich mein Frühstück, wie das Meiste, fremden Händen überlassen möchte, wenn es mir diese je zu Danke machen könnten. Außerdem ist's aber auch zu unbequem.»

Hierauf fragte sie, wie sich St. Alban in Deutschland, besonders in ihrer Stadt gefalle? Seine Antwort wich aus, weil er in der Kürze der Zeit entweder kein festes Urtheil hatte bilden können, oder weil er dasselbe, der Fragenden gegenüber, nicht hörbar werden lassen

wollte. «Ach!» fuhr Assy darauf fort, «vieler Zeit bedürfen Sie nun wohl nicht, um unsere hiesigen Zustände mit dem rechten Maßstabe aufzufassen. Ist doch jede Beziehung bei uns so eng, so peinlich, daß die wenigen Menschen innerhalb ihres dürftigen Raumes fast auf jedem Schritte feindlich oder friedlich zusammenstossen. Ich lebe nun über ein Dutzend Jahre hier und ich meine, daß sich mein Urtheil seit dem Zeitpunkte, wo ich ein solches überhaupt zusammensetzen konnte, in keinem Punkte verändert hätte.»

«Demnach sind Sie keine Einheimische?» fragte St. Alban: «Nein,» war Assy's Antwort. «Ich dachte beinah, das Gerücht hätte Sie von meinem Verhältniß zum hiesigen Hofe unterrichtet.» St. Alban stutzte. «Ich bin gewisser Maßen dessen Gast. — Lassen Sie sich's von andern Leuten auseinandersetzen und glauben Sie meiner Versicherung, daß Sie sich unmöglich fremder hier fühlen können, als ich selbst!»

«Aber,» sagte mit steigender Theilnahme St. Alban, «ich glaubte, Sie gerade müßten, bei Ihrer so günstigen Stellung zu der fürstlichen Familie, im glänzenden Mittelpunkte aller Geselligkeit und alles Lebens stehen.»

«Halten Sie mich,» fragte Assy mit flüchtigem Unwillen, «für eine deutsche Kleinstädterin, daß Sie meinen, ich würde mich in so gänzlich äußerlichen und unwesentlichen Dingen befriedigen können? Nun ja, es ist wahr, daß meinem Leben nichts abgeht, was ein Frauenherz schmücken und beglücken mag; ich bin jeden Abend in Gesellschaft, lebe und webe in der unmittelbarsten Nähe unserer Großherzogin, die eine treffliche Frau ist, die jungen Damen beneiden mich und die jun-

gen Herren machten mir gern den Hof, wenn sie es nur anzufangen wüßten, allein — »

Assy sprang auf und that einen hastigen Gang durch's Zimmer. « Wissen Sie, » fragte sie hierauf, indem sie dem Fremden ihren Hänfling im vergoldeten Käfig hinhielt, « wissen Sie, was dem Thierchen fehlt? Ich füttere es, ich streichle es, ich unterrichte es, aber — das Thier ist nicht frei und ich liebe es nicht. Ach, St. Alban! das ist unendlich viel! »

Sie stand mit abgewandtem Gesichte da. St. Alban hatte sich, ergriffen von der Heftigkeit ihrer letzten Worte, rasch erhoben und schritt auf sie zu. « Miß Assy, » sagte er zu ihr, Sie sind nicht glücklich, sei es auch nur in Folge einer flüchtigen Trübung Ihrer Launen. Sie haben vielleicht schlecht geschlafen, Sie bedürfen der Ruhe. » — Er machte Miene zu gehen; denn in dem aufgeregten und hastigen Wesen des Mädchens lag für ihn etwas Verletzendes.

« Recht so! » sagte Assy zur Antwort langsam. « Verlassen Sie mich, wie die Andern alle. Ich darf ja keinen Freund haben, ich soll ja nicht. » Sie drückte sich in die Ecke des Divans und über ihre Wange rollte eine Thräne. St. Alban wußte nicht, was er aus dem seltsamen Weibe machen sollte, und stand in wortlosem Staunen vor ihr. « Gestern Abend, » fing Assy von Neuem an, und legte den Kopf sinnend in die schöne Hand, — « gestern Abend, als Sie nach der Beethoven'schen Symphonie zu mir sprachen, schien es mir zum ersten Male, als hätte ich eigentlich menschliche Worte in meinen Umgebungen gehört. Ich erkannte in Ihren Gedanken mein Spiegelbild wieder und war glücklich, als hätte ich einen lang gesuchten Freund endlich gefun-

den. Aber schon gestern Abend änderte sich's; Ihre letzten Worte schienen mir dunkel und spitz, und bitter und kalt zugleich, ohne daß ich ahnen konnte, welche Veränderung mit Ihnen vorgegangen. Und jetzt —»

Sie stockte; ihre Stimme versagte ihr. St. Alban fühlte sich von ihrer Rede tief ergriffen. Er faßte ihre linke Hand, die lässig im Schooße lag, und redete ihr mit der sanftesten Betonung zu. «Sie nehmen das Leben, so scheint es mir beinahe, zu ideal; stimmen Sie herab, Assy, damit die Saiten nicht in der Ueberspannung zerreißen.»

«Ueberspannt?» entgegnete Assy lächelnd. «Ach nein, das nun gerade nicht. Sie sind vielleicht der erste Mann, der mir so etwas sagt. Die andern schelten mich, weil sie der Ansicht sind, ich habe gar kein Gefühl und verläugne die rechte Weiblichkeit. Sehen Sie, mein Freund! als Sie gestern so tief und so mächtig an mein Herz gegriffen hatten, erst mit Ihren Reden und hernach mit Ihrer Kunst, da gelobte ich mir, vor Ihnen keine Komödie zu spielen, wie mit den Uebrigen. Sie sollten mich sehen, wie ich bin, und da ich Ihnen ohne Rückhalt, ohne Ziererei, die mir fremd und verhaßt ist, den ersten Blick in meine Armuth eröffne, schelten Sie mich überspannt und glauben am Ende gar, ich hätte mich interessant machen wollen. Daß die Männer, selbst die bedeutendsten, oder gerade diese, sich so selten auf ein weibliches Gemüth verstehen!»

Mit jedem Worte, das sie gesprochen, sah sich St. Alban immer enger und entschiedener in den Zauberkreis gedrängt, mit dem das räthselhafte Weib ihn umschlang. Aber er verlor sein Gleichgewicht nicht so schnell, um nicht seiner Seits auch Blicke und Schritte rückwärts

zu thun. Was hatte ihm die Hofdame gestern von Assy's unklarem Verhältniß zu dem Prinzen gesagt? Wohin zielten die Andeutungen des Kapellmeisters — auf eine geheimnißvolle Falte im Leben dieses Weibes? Der Franzose überwachte sein Herz, dessen treubewahrte Freiheit ihm unendlich viel galt, mit eifersüchtiger Sorgfalt. Assy offenbarte sich ihm mit so schrankenlosem Zutrauen und einer so ungewöhnlichen Hast, daß sie diese schnelle Näherung in seinen Augen beinahe noch mehr verdächtigte. Der Gedanke, gefangen zu sein von den Netzen einer Kokette, die nur auf feinere und moderne Art geworfen wurden, berührte ihn eiskalt, und ob ihm gleich seine mächtig aufkeimende Neigung tief innen zurief: «Du thust ihr Unrecht!» so trat er doch mit kühler Vorsicht einen großen Schritt zurück und ließ die Hand Assy's sanft aus der seinigen hinabgleiten. «Glauben Sie nicht,» sprach er ernst und gemessen, ohne jedoch verhindern zu können, daß seine innerliche Aufrührung im Tone der Stimme durchklang, «glauben Sie nicht, daß Sie Ihr Zutrauen an einen Unverständigen verschwendet haben. Ich fasse Sie noch nicht ganz. Sie lassen mich nur ahnen, daß Sie leiden; gönnen Sie der Zeit die Gewalt, uns einander näher zu führen und dadurch vielleicht Zweifel und Schmerzen in Ihnen auszusöhnen, denen ich noch zu fern stehe, um sie völlig würdigen zu können.»

Assy richtete sich mit Selbstgefühl auf. «Sie sind stolz,» entgegnete sie, «aber denken Sie, daß es ein Weib nicht auch sein könnte? Wissen Sie, daß ich nur dem Anschein nach zu deutschen Frauen zähle, daß aber alt-englisches Blut in meinen Adern und alt-englischer Sinn in meinem Kopfe rollt? Trost und Ruhe habe ich

bei Ihnen nicht gesucht, nur Verständniß und Theilnahme. Sie haben sie versagt.» — St. Alban schüttelte heftig mit dem Kopfe und drückte die Hand Assy's mit starkem Feuer an seine Brust, so daß sie dieselbe hastig zurückzog — «aber sehen Sie hier Jemanden, der mich ganz, der mich immer versteht!»

Sie zeigte bei diesen Worten auf das Bild, das über dem Divan hing. St. Alban trat näher und erkannte ein Portrait, dessen Original er oft in Paris gesehen. Es war der Kopf von George Sand, die großen, geistes-trunkenen Augen und die breite Stirn von langen, männlichen Locken umwallt. Unter dem Bilde standen in den kecken Zügen, welche die Handschrift des wunderbaren Weibes bezeichnen, die Worte: «Nous sommes d'accord.»

St. Alban lächelte, als sei er auf eine verborgene Quelle in Assy's reizbarem und ungewöhnlichem Wesen gestoßen. Also daher, dachte er, jene Schwärmerei für Freiheit und der Kampf gegen das Leben! Er sagte, aber ohne wehthuende Ironie, lächelnd zu Assy gewandt: «Ich kenne diese Züge. Ich habe die Dudevant wohl in Pariser Salons gesehen, wie sie oft, ganz allein unter Männern, in phantastischer Tracht, das seidene Halstuch lose um den nackten Hals geschlungen, dasaß und uns durch ihre Feuerworte, durch den Strom ihrer tiefen, dichterischen Anschauung glühender berauschte, als unsere besten französischen Weine.»

«Sie kennen sie?» rief Assy aus und ihr Auge funkelte vor Freude, ihre Brust zitterte, wie in athemloser Erwartung. «Und das sagen Sie mir heute erst? O so erzählen Sie doch, vergessen Sie sich und mich und die Bagatellen von gestern und heu-

te, nur von George, von meinem George will ich hören.»

Assy hatte ihren Besuch hastig auf den Divan gezogen und stand vor ihm, ihn mit beiden Händen am Kragen fassend, um seine Worte mit Gewalt gleichsam aus der schweigsamen Brust herauszureißen. St. Alban sah kopfschüttelnd empor. «Ich weiß nicht,» sagte er, «woher Ihnen dieser mährchenhafte Enthusiasmus für die Dudevant kommt? So geneigt ich bin, das Außerordentliche und beinahe Göttliche in dieser Frau anzuerkennen, so liegt doch in ihrer Persönlichkeit immer etwas, was nothwendig abstoßen muß. Ihr ausschließlicher Verkehr mit Männern, die Beschäftigung mit Interessen und Fragen, die nicht vor ihr Forum gehören; dieses eigenwillige und revolutionäre Heraustreten aus der Sphäre des Weibes —»

«Und so kann ein Franzose über George Sand urtheilen?» rief Assy schmerzlich aus. «Weben Sie denn Ihre weiblichen Ideale auch nur aus dem Strickstrumpf und dem Kochtuche? Geht, ihr Männer seid gar nicht fähig, das Große, das Allgemeine, Nothwendige in der Erscheinung dieses Weibes zu würdigen.»

Assy war auf ihr Lieblingsthema gekommen und sprach sich mit einem Feuer und einer innerlichen Ueberzeugung aus, die den Fremden gar nicht zu Worte kommen ließ. «Solche Frauen,» eiferte sie, «wie George Sand in Frankreich und die Lady Blessington in England, sind nicht bloße Schriftsteller, die durch ihre Productionen dichterisch wirken, — sie sind Faktoren des Weltgeistes, Missionaire, wenn Sie wollen, der Freiheit an ein Geschlecht, das unter allen Emancipationen, mit denen das neue Jahrhundert schwanger geht,

allein vergessen blieb. Wißt ihr denn, wie schwer die Weiber, — ich meine diejenigen, die zu einem rechten, ich möchte sagen geschichtlichen Bewußtsein ihrer selbst gelangt sind, — wie schwer sie von den Fesseln rostiger Sitten gedrückt werden? Sollen wir denn allein die Kinderschuhe niemals austreten dürfen und im Küchengarten verwelken?»

«Aber die Sitte und die Scham und die Zucht des Weibes?» wandte St. Alban warnend ein.

«Ist nicht einerlei mit Knaben-Disziplin, noch weniger, daß sie durch solche bezweckt und erhalten würde. Es ist von dem Manne nur ein engherziger Egoismus, der das Weib scheinbar eine Stufe höher stellt, als sich selbst, um es zu seiner Puppe zu machen. Betrachten Sie doch unsere geselligen Zustände mit ruhigem Auge! Wie gehen unsere beiden Geschlechter mit einander um? Die Männer umhängen die Frauen mit klingelnden Redensarten und spielenden Komplimenten; wie Kindern trägt man ihnen Bonbons zu, weil sie für andere Waare nicht reif und nicht fähig sind. Ich verzichte auf diese geselligen Vorrechte, die ich in den Augen des Mannes von Stande habe, weil sie nur eben so viele Schranken sind, die jede selbstthätige Entwickelung geselliger Elemente von meiner Seite hindern. Ich will kein Kind mehr sein, ich will nicht, — ich will dem Manne gleich stehen, damit die erste Bedingung der Geselligkeit, Gleichheit, hergestellt werde.»

«Konsequent durchgeführt,» sagte St. Alban, «würde Ihr Prinzip alle Geselligkeit über den Haufen werfen.»

«Allerdings,» entgegnete Assy, «die Geselligkeit in ihrer heutigen Gestalt. Aber ist denn diese etwas

Besseres werth? Wozu erzieht man uns? Zu dem ausschließlichen Eigenthum eines Einzelnen, den wir oft noch nicht einmal selbst zu wählen Macht haben. Daß wir uns selbst Zweck sein könnten, daß unser Leben eigene Thätigkeiten und individuelle Richtungen verfolgen dürfe, wird kaum als möglich angenommen. Wir zählen nur als Geschlecht, als Masse, sind aber nur Besitz der Männer, deßwegen von ihnen dem Aeußeren nach so hoch, so ritterlich und romantisch hoch hingestellt, damit sie uns in allem Wesentlichen und Wirklichen um so tiefer hinabstoßen können. Und von allen den Herren, die für menschliche Freiheit und Ausgleichung aller Unterschiede gekämpft und universelle Ideen in Cours gesetzt haben, ist kaum ein Einziger darauf gefallen, daß in dem Männlichen und Weiblichen, wie es das Herkommen einander gegenüberstellt, auch ein himmelschreiender Kontrast und ein kleinlicher Particularismus liegt, daß beide in dem Menschlichen, dem höher stehenden Begriffe aufgelöst und vereinigt werden müssen.»

— «Sie reden, wie ein Buch, aber auch nur wie ein solches. Praktisch ist ihr Raisonnement nicht,» tadelte St. Alban.

«Nein, praktisch nicht,» war die bittere Entgegnung. «Aber das Raisonnement ist praktisch, mein Freund, nach dem wir bisher erzogen, gebildet und behandelt worden sind. Sehr praktisch in der That, wenn eine Hälfte unseres Geschlechtes in dumpfer Unwissenheit, auf mechanischen Tagelohn angewiesen, versumpfte, ein Viertel als traurige Opfer der Gesellschaft und ein anderes als Märtyrer eigener Tendenzen unterging. Wahrlich, treffliche Resultate Eures Systems, mein Herr!»

Assy hielt erschöpft inne. Ihr Auge hing mit fast schwärmerischem Ausdrucke an dem Bilde über dem Divan. «Ich weiß nicht,» begann sie von Neuem, «was die Leute unter Liebe meinen, mit der sie so oft in ihrem alltäglichen Leben prunken. Aber wenn es ein solches Gefühl giebt, so hab' ich es für George Sand. Da ist mehr wie Weib und mehr wie Mann, da ist Mensch, das reine, abgeklärte, menschliche Wesen. Und glauben Sie nur, mein Freund! daß dergleichen Erscheinungen auch nicht so obenhin abgefertigt werden können; eine spätere Zeit muß ihre Resultate ziehen. Dann werden die Auswüchse und Excentricitäten weggefallen sein und das Bleibende, das Wahre, Ewige aus denselben wird sich geltend machen. Ich rede nicht für den dichterischen Werth der Sand und der Blessington; ich will Ihnen meinetwegen zugeben, daß ihre Werke Unschönes und Unplastisches in Menge enthalten, aber an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! Diese Früchte reifen. Verlassen Sie sich darauf, sie reifen. Und wenn wir auch gegenwärtig noch nichts erringen, als eine kleine äußere Freiheit nach der andern, so scheinen mir diese doch Boten und Bürgen einer besseren, menschlicheren Zeit.»

St. Alban fragte, ob das auch ein Freiheitsbote sein solle, daß George Sand rauche und die Pariser Frauenzimmer jetzt ungestraft, ohne Entschuldigung, dem Herrn einen Tanz verweigern dürften? Aber Assy ließ sich durch den Spott nicht irre machen. «Nous sommes d'accord,» sagte sie vor sich hin und nahm das Bild von der Wand herunter, um es zu küssen. Es war nicht eingefaßt, statt des Rahmens hing ein Kranz von Immortellen darüber, der, als Assy den Nagel heraus-

zog, in St. Albans Hand fiel. Auf die scherzende Frage, ob sie darin auch ein Andenken an ihre Liebe verehre, antwortete Assy bejahend. «Ich hatte mich, als ich die ersten Bücher der Sand gelesen, schriftlich mit ihr in Verbindung gesetzt, weil es mir mein Herz so eingab. Sie antwortete freundlich und es entspann sich zwischen uns ein sehr lebendiger Briefwechsel. Da schickte sie mir vor einem Jahre dieß Bild und den Immortellen-Kranz. Sie schrieb dabei: den Lorbeer versagt mir die französische Akademie und die Myrthe hab' ich weggeworfen, weil sie in häßliche Dornen abgeblüht war; darum weiß ich nichts, als dieses nichtssagende Grün, das wir zwei einem neuen Orden weihen wollen, der Hoffnung. Nous sommes d'accord!»

St. Alban verwunderte sich im Stillen über ein sonderbares Verhältniß, das zwei Frauen verschiedenen Alters und Landes in weiter Ferne einander so nahe gebracht zu haben schien. Assy hatte aber durch ihr Glaubensbekenntniß bei ihm nicht gewonnen. Ohne an den Vorurtheilen zu kleben, die anderwärts als Moral gepredigt werden, war er scharfsichtig genug, um das Hohle und Haltlose einer überspannten Jungfern-Philosophie zu durchschauen. Er betrachtete Assy wie eine Schwärmerin; allein, da er viel vom französischen National-Charakter in sich fühlte, war dieß eher geeignet, sein Interesse an ihr erkalten zu lassen, als es zu steigern. Er stand auf und drehte die Unterhaltung mit Vorsatz auf ruhigere Gegenstände. Nach einer kurzen Weile schied er, mit eigenthümlichem Gefühle entlassen und mit eigenthümlichem Gefühle gehend. Assy mochte empfinden, daß sie sich Mißverständnissen ausgesetzt hatte, und strebte, um diesen zu begegnen, in kalten und ab-

gemessenen Unterhaltungston zurückzukehren. St. Alban erblickte in ihr ein Mädchen, das durch Einsamkeit und Ueberbildung eine schiefe Richtung genommen habe, immer eine anziehende und ungewöhnliche Persönlichkeit, aber eine dem Manne gefährliche, weil sie aus ihrer weiblichen Sphäre herausgetreten. Das Interesse, welches er in den ersten Augenblicken an ihr genommen, verflachte sich zu einer allgemeinen Theilnahme, er fühlte sich nicht mehr unmittelbar zu ihr hingezogen, und die Keime eines Liebes-Frühlings, die in dem Herzen des jungen Mannes angesetzt hatten, schienen in dem einen Wintermorgen verkümmert zu sein. Ihn interessirte es jetzt nur noch, über Assy's äußere Verhältnisse sich zu unterrichten; sie war seinem Geiste eine Größe geworden, und hörte eben damit auf, seinem Herzen ein Räthsel zu sein.

Noch an demselben Tage, wo er bei Assy den Morgen Thee getrunken hatte, sprach er im Hause des Kapellmeisters vor. Die Unterhaltung fiel begreiflich auf das gestrige Konzert und St. Alban fand einen leichten Uebergang, um nach Assy's Lage, ihrem Herkommen und ihren Aeltern zu fragen. Die Frau Kapellmeisterin lächelte verlegen und trommelte mit den Fingern auf dem Tische; allein ihr Gatte ging in seiner runden, derben Manier mit der Sprache rüstig heraus. «Wie ich Ihnen sagte, es ist etwas Geheimnißvolles mit dem Mädchen. Vor meinetwegen sechszehn Jahren — ich stand damals noch nicht hier an der Hofkapelle und kann deßhalb nur das Gehörte wieder erzählen — soll Assy auf eine abentheuerliche Weise, die beinahe an Kaspar Hauser, räthselhaften Angedenkens, erinnert, in der hiesigen Residenz erschienen

sein. Man sagt, sie sei ausgesetzt, am Thore gefunden; was weiß ich's? Weil sich nun der Hof und namentlich die fürstliche Familie des vierjährigen Mädchens so gar menschenfreundlich annahmen, mußte man eben auch menschliche Gründe dafür auffinden. Assy wurde zu einer natürlichen Tochter des Großherzogs gemacht.»

Die Frau Kapellmeisterin hustete und sagte verschämt: «Aber lieber Mann! Wenn Du doch mindestens nicht so laut reden wolltest!»

Der Unerschütterliche fuhr fort: «Daran aber hatte die mikroskopische Sucht der Welt noch nicht einmal genug. Als daher vor zwei Jahren unseres Erbgroßherzogs Hoheit von Reisen zurückkam und, ob mit Recht oder Unrecht, wage ich nicht zu entscheiden, behauptet wurde, dieser nähme mehr als brüderlichen Antheil an dem herangeblühten Findelkinde, da genügte jene Erklärung nicht mehr und die arme Assy ward nun aus der Tochter des Vaters zu des Sohnes —»

Doch die Frau Kapellmeisterin erhob sich und ging rauschend aus dem Zimmer.

St. Alban nickte langsam mit dem Kopfe. Wenn er überdachte, wie und wo ihm das Mädchen gestern und heute erschienen, so glaubte er, für beide Vermuthungen Gründe aus ihrem Betragen ableiten zu können. Er schwieg ganz still und innerlich reifte der Entschluß in ihm, sich ihr weder auffallend zu nähern, noch sie schroff und lieblos aufzugeben. «Du kannst sie ja betrachten, wie deine Schwester,» sprach er zu sich selbst, aber eine geheime Stimme rief ihm zu, daß er es eigentlich nicht mehr könne, und wenn auch, — daß es ihm wie ein Verlust erscheinen müsse.

Der Kapellmeister hatte seiner inneren Zweifel und Meditationen wenig Acht. Er rief aus: «Freund, was kümmert uns das Weibergerede über Eine, die doch am Ende besser ist, wie viele Andere? Wir nehmen sie, wie sie eben ist, — mit ihrem liebenswürdigen, englischen Sonderlings-Tic, mit den blauen, himmelklaren Augen und einer ganz süperben Stimme. Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß sie ächt ist? Und darum, kommen Sie her, Freund! Assy's Wohlsein!»

Die Gläser klangen hell aneinander. Der Kapellmeister trank in einem raschen Zuge aus und stauchte das Glas in heftigem Vergnügen auf den Tisch. Aber St. Alban hatte nur mit spitzen Lippen gekostet und setzte stillschweigend nieder.

«Sie meinen's nicht gut mit meiner kleinen Engländerin,» sagte der Kapellmeister scheltend zu ihm. «Oder,» fügte er schalkhaft hinzu, indem er dem Franzosen ins Auge sah, «oder zu gut?»

Drittes Kapitel.

Jules St. Alban an G*** M*** zu Paris.

Ich schreibe Dir am Christabend, den diese guten Deutschen zu einem stillen, gemüthlichen Feste gemacht haben. Wärest Du doch bei mir gewesen, als ich vor einer halben Stunde durch die Straßen der Stadt schlenderte und mir aus allen Fenstern helle Tannenzweige und der Duft von Wachskerzen und das Geschrei von vielen glücklichen, blechernen Kinderstimmen entgegenscholl! Ich gebe sonst nicht viel auf dergleichen Gefühls-Feste, aber ich wünschte doch in dem Augenblicke sehnlichst, ein deutsches Kind zu sein. Daß wir davon nichts wissen, lieber Freund? Wie ist das wohl?

Und weißt Du, daß ich überhaupt recht unleidlich bin und von tausend krankhaften Stimmungen Tags über heimgesucht werde? Ich blieb in diesem kleinen deutschen Netze sitzen, damit mein Leben einmal wieder Siesta halten sollte, wie mir das zuweilen Noth thut. Aber man läßt mich nicht einmal ruhig einschlafen und ich will doch schlafen, will, wenn ich schlafe, nicht geweckt sein — hörst Du: ich will nicht!

Was wollt Ihr denn nun Alle von mir? Diese Assy — der Kapellmeister schmunzelt, als hätt' er

Wunder was entdeckt, seine Frau wirft boshafte Seitenblicke und Seitenhiebe auf das arme Weib, der Prinz erweist mir sogar die Ehre, mich mit eifersüchtigen Augen anzusehen; und nun kommst Du noch in Deinem letzten Briefe und drohst mit dem Finger und rufst dem Schmetterling zu, er solle die Freiheit seiner Flügel wahren. Doch ich sage Euch, sage Dir: es ist nichts!

Siehst Du, Freund! ich lebe mit Miß Assy auf gerade so vertrautem und freundlichem Fuße, wie mit Dir, wie mit jedem andern Manne, den ich Freund nenne. Anfangs wollte sich etwas Leidenschaftliches in unsere beiderseitige Stellung einschleichen; allein sie bemeisterte dasselbe zuerst und führte uns auf einem ebenen, beschränkten Boden ruhig zusammen. Sie stieß mich aus mancherlei Gründen um so mehr ab, als sie mir zuerst anziehend und gefährlich zu werden drohte. Jetzt sind wir täglich eine oder ein Paar Stunden zusammen; wir musiciren, wir lachen, wir schwatzen mit einander, und ich glaube, es fällt ihr noch weniger, als mir ein, diese Verbindung auf eine leidenschaftliche Weise fester schürzen oder plötzlich abreißen zu wollen. Wenn Du einen gelehrten Ausdruck für ein natürliches Gefühl anerkennen willst, so ist es mir gerade, als könne ich die körperliche Polarität zu diesem Weibe niemals finden. Meine Hand berührt die ihrige, wenn wir vierhändig am Piano spielen, ihr Hauch weht dicht um meine Wangen, ihre Finger ruhen auf meiner Schulter, sie nennt mich Jules, wie ich sie Assy rufe — aber nie, daß es mir nur im Entferntesten angekommen wäre, bei all' diesen geistigen und sinnlichen Berührungen jene elektrische Zündkraft zu empfinden, wodurch sich die ge-

schlechtliche Liebe ankündigt. Dazu bedürfte es eines künstlichen Reizmittels.

Glaube Du mir, in dieser körperlichen Polarität dämmert das tiefste, heiligste Geheimniß jener Manifestation menschlicher Natur, die wir Liebe nennen. Du weißt ja, wie leicht wir Männer in einem galanten Abentheuer diesen süßen und kitzelnden Contrapunkt erreichen. Eine Fahrt im Postwagen, eine Stunde im Tanzsaal hebt uns unwillkührlich auf die räthselhafte Stufe, selbst den gleichgültigsten und fremdesten Weibern gegenüber. Warum kann ich sie bei Assy nicht treffen? Warum überrascht uns die magnetische oder polarische Verbindungskraft der zwei Geschlechter nicht ein einziges Mal, nicht in den unbewachtesten Augenblicken unseres Zusammenlebens? Wir sind beide harmlos, unbefangen, kühl; es ist, als müßt' es eben so sein, daß, je näher unsere Seelen einander verwandt und eingeboren scheinen, unsere körperlichen Persönlichkeiten um so entschiedener verstimmt sind.

Assy ist nichts weniger, als reizlos im Aeußeren. Ihr Gesicht ist schön, ihr Wuchs tadellos trefflich. Im Auge ruht eine unendliche Fülle von Geist, der alles Gefühl noch gebannt zu haben scheint. Ihr Gang ist Musik, ihre Sprache Gesang, ihr Wesen eine Harmonie, die aus den schneidendsten Mißklängen und den angespanntesten Gegensätzen gesammelt scheint.

Vor acht Tagen waren wir bei dem Oberjägermeister zum Ball. Du mußt nämlich wissen, daß meine geselligen Verbindungen, wie das bei dem geringen Umfang dieser Taschen-Residenz ganz natürlich ist, sich im Nu ausgedehnt haben zum größt-möglichsten Kreise, den man hier beschreiben kann. Es wurde en masque ge-

tanzt, zur Feier des Geburtstages des Erbgroßherzogs. Assy erschien als Amazone. Ich hätte sie schon an der Wahl der Maske erkannt, wenn auch nicht ihr rhythmischer, getragener Gang und der fast überlegene Ernst, womit die holde Erscheinung sich in dem bunten Zirkel bewegte, sie unverkennbar bezeichnete. Ich war im schwarzen Domino da und wurde anfangs häufig mit dem Prinzen verwechselt, dem ich an Gestalt und Haltung auch sonst ähnlich sein soll. Dieser erschien aber erst sehr spät und unmaskirt. Du glaubst nicht, welch' tiefen Eindruck das gedrückte, zerfahrene Wesen dieses früh alternden Mannes jedes Mal auf mich macht. Ob die Leidenschaft für Assy, welche ihm die öffentliche Stimme nicht ohne Grund andichtet, so zersetzend auf dieses reizbare Gemüth wirkt, oder ob er mit alten Schmerzen zu ringen hat, weiß ich nicht. Allein augenscheinlich ist es, daß er sich sehr unglücklich glaubt, und ich mache auf's Neue die Erfahrung, daß selbst auf uns Männer irdische Hoheit und Größe niemals einen tieferen Eindruck macht, als wenn sie unter dem Purpur ein zertretenes Herz oder unter dem Kronenreif ein verbranntes Gehirn versteckt. Sie steigt dann gleichsam zu uns herab und versöhnt uns mit dem angeborenen Gegensatz, in dem unsere Niedrigkeit uns unter sie herabdrückt.

Assy hatte schon viel getanzt, als der Prinz kam, und schlug diesem die Bitte um einen Walzer rundweg ab. Ich erschrak zuerst hierüber. Denn, wenn ich auch oft Gelegenheit gehabt hatte, die vertrauliche und freimüthige Art zu beobachten, womit sie von allen Gliedern des fürstlichen Hauses behandelt wird, und die sie auch in demselben Maße zurückgiebt, so schien mir doch

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

dieser Abweis einer wie Befehl auftretenden Bitte hart und riskirt. Der Prinz fand das nicht heraus. Assy sagte ihm, während ich in der Mitte des Saales neben beiden stand, daß Hoheit schon zu angegriffen und gereizt sei und sich dem Tanze für den Abend besser ganz entzöge. Der Prinz lächelte zur Antwort und trat still zurück. Hernach saßen wir drei ganz einmüthig in einem der entlegensten Zimmer und unterhielten uns. Assy war ausgelassen lustig, zog mich damit auf, daß ich gar nicht tanzte und empfahl dieß zugleich dem Prinzen zur Nachahmung. Mitten im besten Gespräche kam die Herzogin zu uns und rief den Prinzen ab. Assy sagte sie einige Worte ins Ohr, worauf diese sich kindlich vor ihr neigte und die Hand der hohen Frau ans Herz drückte. Wir gingen in den Tanzsaal zurück und wenige Augenblicke darauf sah ich, wie Assy die Thüre gewonnen hatte und unbemerkt hinausschlüpfte. Ich nahm einen andern Weg und kam noch zeitig genug auf der Hausflur an, um Assy, gerade wie sie in ihren Wagen stieg, ein verwundertes «Gute Nacht» zuzurufen. Sie bog sich aus dem Schlage heraus, sagte mir leise: j'en ai assez et l'on a eu assez de moi. Darauf legte sie sich ganz heiter in ihre Ecke und die Kutsche fuhr fort. Es mochte kaum um Mitternacht sein.

Bei meiner Rückkehr zu den Tanzenden bemerkte ich, wie der Prinz mit einer sehr vornehmen Dame zu einem neuen Walzer antrat. Sein Antlitz war hochroth und zeugte von gewaltsamer Aufregung. Er verließ seine Tänzerin einen Augenblick, um zu mir zu kommen und mir behende zuzuflüstern: Merci, Monsieur! Ich wußte nicht, was er damit meinte, und verbeugte mich

ziemlich hölzern. Später sah ich, wie der Prinz mit seiner Mutter angelegentliche und leise Unterhaltungen pflog. —

Ich weiß nicht, in welche Räthsel ich an diesem deutschen Hofe gerathen bin. Bei der gar nicht diplomatischen Offenheit indessen, womit man dieselben behandelt, liegt die Deutung am Ende näher, als ich glaube. Des Erbgroßherzogs Leidenschaft für die Pflegetochter seiner Aeltern scheint mir ziemlich außer allem Zweifel zu stehen; ebenso natürlich ist es, daß diese, bei aller zärtlichen Liebe, womit sie den kranken, wunden Charakter ihres Erben anfassen, und bei aller Auszeichnung, die Assy zu Theil wird, jede ernstliche und offene Entwickelung jenes Verhältnisses verhindern wollen. Warum die Fremde nicht kurz und gut entfernt wird, kann ich nicht errathen. Die Einmischung eines Dritten wäre am Ende nicht unwillkommen, und einige Male ist der Verdacht in mir aufgestiegen, als ob man von allerhöchstem Orte aus diesen Dritten in mir hätte erblicken und finden wollen. Der geheime Hofrath Winter, der den Prinzen auf seinen Reisen begleitet hat, und jetzt noch in dessen Angelegenheiten den Vermittler und vertrauten Rathgeber des Großherzogs vorstellt, scheint, trotz seiner diplomatischen Feinheit, an dem ungewöhnlichen Charakter seines erhabenen Zöglings Schiffbruch zu leiden. Fast kommt es mir so vor, als ob er selbst nicht abgeneigt sei, durch eine Verbindung mit Assy, für die er sehr interessirt ist, den Knoten zu zerhauen. So stehen diese ziemlich peinlichen und besorglichen Verhältnisse, inmitten derer Assy, die am meisten Betheiligte, zugleich die einzig Ruhige bleibt.

Ich weiß oft nicht, was ich aus diesem sonderbaren Weibe machen soll. Etwa zwanzig Jahre alt, mit den glänzendsten Rechten und Vorzügen im Leben begabt, scheint sie bei ihrer ebenso unsichern als reizenden Stellung in Bezug auf alles Praktische ein Kind geblieben zu sein. Sie kümmert sich nichts um ihre ganze Existenz und faßt deren räthselhafte, einem Ende sichtlich zureisenden Stellen mit kecker Unerfahrenheit an, vielleicht auf diese Weise unbewußt den einzig richtigen Weg unter tausend Irrgängen treffend. Dabei ist ihr, über ihre Jahre und ihr Geschlecht weit hinaus greifender Geist in einem Gewebe von abstrakten und reflektionssüchtigen Schwärmereien befangen, die, ganz entgegengesetzt den Neigungen andrer Mädchen aus gleicher Sphäre, immer ins Große, Allgemeine, Philosophische überstreichen. Ich habe Dir früher schon einmal hierüber geschrieben. Ein klares Ziel scheint ihr bei allen Versuchen nicht vor Augen zu stehen, und mir bangt oft um sie, wenn ich sie mit blinden Augen für ihre nächsten Umgebungen, die getrübten Blicke auf ganz andere Objekte gebannt, aller Rücksichten und alles Zwanges bar einherschreiten sehe.

Gewiß ist sie Mädchen genug, um die Liebe des Prinzen zu ahnen. Geständnisse hat sie mir hierüber nie gemacht, wie sie Alles, was auf ihre Person und ihr Herz Bezug hat, im Gespräche mit mir sorgfältig meidet. Im Anfange unserer Bekanntschaft war dieß anders. Durch ein kühles und vorsichtiges Rücktreten bin ich ein einziges Mal Erörterungen ausgewichen, die mir verstrickend und bedenklich schienen. Seit jenem Morgen begegnen wir uns nur auf neutralem, unverfänglichem Gebiete und haben uns daselbst eben zu dem

stillen und geschwisterlichen Verhältniß zusammengefunden, wovon ich Dir heute zu meiner Rechtfertigung ein Abbild habe geben wollen.

Und darum, Du alter Weiberfeind! lasse mich in Zukunft mit Deinen Besorgnissen um die Freiheit meines Herzens und meiner Hand unbekümmert. Um diese ist es Dir doch zunächst nur zu thun, damit sie für die Kunst frei und frank bleibe. Allein Assy ist gerade die Letzte, welche ihr mit einer Fessel drohen könnte. Ich sagte Dir bereits, wie ihr die George Sand einen tiefen Ingrimm gegen unsere bürgerlichen und socialen Zustände eingeimpft hätte. Dieser bezieht sich am entschiedensten auf die Ehe — Lache sie nicht aus! Sie scheint mir Ernst genug zu besitzen, um ihren Grundsätzen auch in praxi niemals etwas zu vergeben, dabei aber Poesie genug, um mit der Ehe nicht auch die Liebe zum Fenster hinauszuwerfen.

Wahrlich, mein Freund! ich neide den Mann, um dessen Hals diese wilde Rebe sich einstens mit ganzer Kraft einer ersten, innigen, fleischlichen Neigung ranken wird. Nicht aus persönlichen Gründen, wahrlich nein! Aber, wenn ich mir denke, daß zu dieser Menschenhälfte — einst, irgendwo — sich die entsprechende andre aus den Millionen halber und ganzer Männer findet, daß dieses Auge, das jetzt nur muntere oder sinnende Blicke werfen kann, in dem feuchten Glanz des Genusses, der Begierde erglüht, daß diese geschlossenen Lippen, bisher nur für Töne und Noten zugänglich, den durstigen Küssen der Leidenschaft sich öffnen, sich flammend entgegendrängen müssen — Und wenn ich hinzudenke, daß dieser Geist, der jetzt stark genug ist, mit männlicher, titanischer Kraft an allem Bestehenden

zu rütteln, einstens untergeht in einem Gefühl, in Liebe, daß dieses ganze, wunderbare Geschöpf, jetzt eine jungfräuliche Sphinx, ein Weib wird, eine Braut, eine Frau, eine Mutter — —

Siehst Du, ich kann den Gedanken nicht ausdenken. Mir schwindelt. Adieu.

Viertes Kapitel.

Pour prendre congé.

In Assy's Stube war es dunkel, ganz dunkel und kalt, nur daß der Mond durch die Scheiben hereinschien und zitternde Schatten an die Wand warf. Die Blumen standen still, der Hänfling schwieg, — Alles dunkel, und Alles still, und Alles kalt.

Assy saß allein in diesen unheimlichen Räumen. Sie hatte das Haupt in die seidenen Sofa-Kissen gedrückt und rührte sich nicht. Als es von der nahen Schloßuhr sechse schlug, trat eine Kammerfrau herein, setzte ein Paar Kerzen auf das runde Tischlein und ging wieder. Assy hatte sich erhoben und blickte auf. Da fielen ihr ein Paar Blätter ins Auge, die zerstreut auf dem Tische umhertrieben. Sie faßte eines derselben auf und las. Schien ihr doch beinahe fremd, was sie selbst vor wenig Stunden in leidenschaftlichen Zügen hingeworfen hatte.

— «Ich schreibe nicht das «Tagebuch eines Kindes,» wollte Gott, ich könnte es! Aber mir ist, als hätt' ich heute kindisch geträumt. Einen närrischen Traum.»

«Da saß ich allein auf einem hohen Throne und vor mir standen zwei Männer, die um meine Liebe warben.

Der Eine hatte sich angethan wie der volle, blühende Sommer und wollte sich auch gern für den Sommer ausgeben; allein ich sah durch den Stern, den er auf der Brust trug, und durch die gestickte Uniform hindurch, und drunter war Alles, Alles eitel Winter.»

«Mich fror.»

«Und der Zweite war der Herbst. Wohl viel Schönes und Wehmüthiges, aber nur Trümmer, Zerstörtes, Abblühendes gewahrt' ich in seinem Wesen. Ach! ich war ihm recht gut und hätte um ihn weinen können, ja mein Blut hingeben für seine Ruhe. Aber — Liebe?»

«Armer Herbst!»

«Der Frühling aber, nach dem es mich jammerte in tiefster, verschlossener Brust, der stand immer ferne, ein schönes, ein liebes Bild. Und wenn ich ihn anrühren wollte, zerfloß er.»

«Ist das nicht wie ein ordentlicher Traum von den vier Jahreszeiten?»

Assy lächelte, als sie das gelesen, und griff stumm nach dem zweiten Blatte.

— «Liebe und immer wieder Liebe! Sagt mir, es giebt keine Liebe, und ich will Euch meine Seligkeit, himmlische und irdische, um den Glauben an Eure Worte verkaufen. Was ist Liebe? Wo wächst diese wunderbare Pflanze? Auf den Untiefen der Poesie, neben den Träumen und dem frommen, betrüglichen Kinderglauben, da schwebt sie wie ein seltsames Wassergewächs auf trüben Fluthen, und die großen Blätter sehen uns lockend mit den grünen Augen an, wie eine ferne Hoffnung; aber wenn Du Dich niederbeugst, um die duftende, die brennende, die taube Blüthe zu brechen, dann bebt sie zusammen und die Staude versinkt vor Deinem Auge. Du

hast sie verloren, als Du sie besitzen wolltest, und wohl Dir, wenn Dich ihre Ranken nicht festhielten und mit hinunterrissen in die sumpfige Tiefe....»

Assy las nicht weiter. Mit krampfhaften Fingern ergriff sie die Blätter, worauf sie das Gelesene niedergeschrieben, um sie zu verbrennen. Aber im Kamin war kein Fünkchen Feuer mehr, und als sie dessen Thür geöffnet, trieb der Luftzug die losen Papiere wirbelnd auf dem verkohlten Heerde hin und her. Assy kehrte stumm zurück, lehnte wieder in der Ecke des Divans. —

Eine schwere Stunde war heute über das Herz des gequälten Mädchens gegangen. St. Alban hatte sie am Morgen besucht, um ihr seine plötzliche Abreise anzukündigen. In seiner Gegenwart sammelte sie noch ihre ganze, übermenschliche Kraft, um dem Auge des Franzosen nicht in den letzten Augenblicken eine Empfindung zu verrathen, die sie eine ganze Zeit lang gar sich selber abgeläugnet hatte.

Assy liebte ihn. Von dem Augenblicke an, da sie aus dem Konzertsaale ging, um die Eindrücke seiner Phantasie draußen zu verweinen, hatte dieß dem Leben des Mädchens ganz neue Gefühl immer höhere und glühendere Blüthen in ihrem Herzen getrieben. Was sie litt unter dieser Neigung, die mit allem Feuer der späten und der ersten über sie hereinbrach, gestand sie sich selbst nicht einmal, weil sie mit den Resten ihrer Besinnung gegen die gewaltsamen Angriffe derselben kämpfte. Während St. Alban — ob mit wahrer oder erlogener Ruhe, wußte ihr befangenes Auge nicht zu unterscheiden — ihre gegenseitige Verbindung fortsetzte, fühlte sie sich tausend Male gedrungen, dieselbe plötzlich abzubrechen. Aber der jungfräuliche Stolz sträubte sich

gegen die Voraussetzungen, die St. Alban aus diesem Bruche nothwendig ziehen mußte, und sie spielte ihr gefährliches Spiel weiter, in stetem Kampfe ihrer Neigung und ihrer Grundsätze, bedrängt von der Annäherung zweier Fremder, ihrer ungewissen Stellung am herzoglichen Hofe innerlich müde und ohne Freund, ohne Heimath, ohne Liebe, mitten in einem fremden, von Liebe und Haß vielfach durchschnittenen Leben.

St. Albans Ankündigung, daß er reisen müsse, warf das Gebäude ihrer erlogenen Standhaftigkeit mit einem Hauche über den Haufen. Warum er reiste? Nun, warum reist ein Mann, wenn er ein Leben ganz auswendig gelernt hat und die jungen, ungeduldigen Schwingen nach einer neuen Sphäre zucken? Oder warum reist ein Mann, wenn er einer Leidenschaft, die im Herzen heimlich nagt und nistet, mit seinem Willen keine bleibende Stätte bieten kann und darf? Und endlich, warum reist ein Mann, — warum anders, als um zu zerreißen?

Am Morgen war er da gewesen und hatte Assy ohne weitere Erklärung seinen Entschluß mitgetheilt, den die letzte, schlaflose Nacht ausbrütete. Assy hörte ihn ruhig an, billigte seine Abreise, als eine ganz natürliche und nothwendige, und bat ihn, auf den Abend noch ein Stündchen wiederzukommen, wenn er könne. Aber, als die Thüre hinter ihm in's Schloß gefallen war, brach ihre Seele geknickt und wie im besten Marke durch einen Blitzstrahl zerschmettert, ohnmächtig in sich zusammen. In einer Stunde zerfielen alle Systeme, die sich ihr hochfliegender Geist gebaut, aller Glauben an weibliche Kraft und Selbstständigkeit, alle Hoffnung auf Freiheit und Ungebundenheit, diese alle zerfielen in Staub

und in morsche Trümmer. Nur die Liebe, die spät erwachte, die unleugbare, unsterbliche, die Rächerin weiblicher Natur an einer stolzen, abtrünnigen Amazone, nur die Liebe blieb als eine verhüllte Weinende auf den Trümmern sitzen und sang ihre eintönige Leichen-Weise nah an Assy's Ohr, noch näher in ihr zerrissenes Herz.

Assy selbst war, wie diese Liebe, eine verhüllte Weinende. Sie lag kraftlos über den Divan hingestreckt, die heißen, feuchten Augen in die Kissen gedrückt, geschüttelt von heimlichem Schluchzen. Das Bild ihrer großen Meisterin blickte unbeweglich auf sie hernieder, und recht grell leuchtete sie, die scharfe, kecke Unterschrift: «Nous sommes d'accord.»

Wehe nun dieser Einheit!

Assy wußte nicht, wie lange sie gelegen hatte, als ein Klopfen an der Thüre sie aufriß. Sollte er es sein? war der erste Gedanke, woran sich tausend andere knüpften. Die Kerzen waren tief heruntergebrannt, ihr Antlitz und ihr Kleid gleich verstört, das Zimmer leer und wüst, wie ihre Seele. Sie bebte. Die Thüre ging, ohne daß sie geantwortet hätte, auf, während sie noch mit den kleinen, schnell errafften Hausmittelchen ihres weiblichen Sinnes sich zu helfen suchte. Ihr Blick fiel auf den Prinzen, nicht auf den Erwarteten. Aber mit diesem Blicke hatte sie auch einen großen Theil ihrer Fassung wieder erlangt. Was konnte der Prinz, der sie noch niemals aufzusuchen gewagt, zu so später Stunde unangemeldet bei ihr wollen? Sie trat ihm mit besonnener Würde und einem unverholenen Staunen entgegen, aber der Erbgroßherzog kam ihrer Frage zuvor, indem er mit tiefer Verneigung, förmlich wie nie zuvor, zu ihr sprach:

«Ich könnte meine Erscheinung bei Ihnen in gewissem Grade entschuldigen, mein Fräulein! wenn ich sagte, es sei ein Abschieds-Besuch, den ich abstatte. Aber dem ist nicht so. Erlauben Sie, daß wir uns setzen!»

Assy schüttelte verneinend mit dem Kopfe und blieb vor dem Prinzen stehen, bis dieser selbst wieder aufsprang und zu ihr trat. «Vom Großherzoge,» sagte er tief erschüttert, «kam mir heute der Befehl, binnen vier Wochen eine Reise anzutreten, deren Ziel mir selbst überlassen wurde. Ich nenn' es Befehl, wenn es schon eine Bitte sein sollte, die mir Winter ausdrücklich als eine väterliche überbrachte. Ich kenne den Grund dieser Bitte recht wohl, errathe auch halb und halb die Absichten, die man gern bei einer neuen Reise durch mich verwirklicht sehe. Allein, ich bin kein Kind mehr, das da still wird, wenn man ihm sein Spielzeug aus den Augen setzt. Lassen Sie mich jetzt ruhig ausreden, Assy! hernach, eben so ruhig, bitte ich Ihre Antwort!»

«Ich habe Sie geliebt seit meiner Rückkehr ins väterliche Haus. Sie gaben mich dem Leben wieder durch dasselbe Gefühl, das mich einst demselben entfremdet hatte. Ich habe Sie herzlich, herzinnig geliebt, mit aller Gluth meines Wesens, in der Schmerz und Seligkeit verschmolzen. Nun soll ich gehen, dieser Liebe wegen. Ich bin nicht, wie der Aermsten Einer, von denen, die mich beneiden. Ich soll gehen, weil ich liebe, fliehen, was ich liebe, vergessen, daß ich geliebt habe.»

Er schwieg. Sein Haupt war ganz auf die Brust herabgefallen und das Herz des Mannes wogte so stark, daß der Stern, der es bedeckte, in zitternde Bewegung gerieth. Assy stand lautlos vor ihm und wäre

gern an seine Brust gefallen, in dem Gefühl, einen gleich Elenden, als sie, schwesterlich an sich drücken zu dürfen.

Der Prinz hob nach einer Pause von Neuem an. «Verdenken Sie mir es nicht, Assy! daß ich nicht gehe. Lasse man mir meine eigene Weise, Alles zur Entscheidung zu bringen, was mich und mein Haus zerrüttet. Ich komme zu Ihnen. Sie haben hier den Ausspruch zu thun, der mich heilen kann; vergeblich erwartet man von Zerstreuungen und Genüssen, die ich tief verachte, eine solche Kraft. Sagen Sie mir, wahr und wahrhaftig, wie ich Sie gefragt, nur mit einem Worte: haben Sie mich geliebt? Lieben Sie mich?»

«Und wozu,» entgegnete Assy kaum hörbar, «diese Erklärung von meiner Seite? Ihre Liebe ist in keinem Falle der Art —»

«Denken Sie jetzt an nichts Fremdes, in dieser Minute nur an sich und an mich, ohne alle Beziehungen und Fragen, die außer uns Zweien liegen. Nur ein Wort, ein einziges: haben Sie mich lieb, Assy?»

Das Mädchen hatte in der entsetzlichsten Angst, die sie folterte, die Hände innig zusammengefaltet, als wollte sie beten. Stürmte denn auch an dem einen Tage Alles und von allen Seiten auf ein gebrochenes Herz ein? Aber die Minute forderte ihr Recht, wie der Mann, der vor ihr stand. Sie hätte nicht lügen können, nicht um die Welt, nicht um ihn; sie vermochte nicht einmal auszuweichen, mit weiblichem Takte aufzuschieben, zu vermitteln. Sie fühlte, daß es gut sei, wie der Prinz es wollte, mit einem Worte Alles zu geben. Ihre Hände fielen langsam auseinander und sanken wie todt hernieder; regungslos, mit starren Augen stand sie da und

nur die Lippe bezeugte, daß Leben in dem schönen Steine sei. Diese Lippe flüsterte: «Nein.»

Der Prinz sah auf und faßte sie mit einem langen Blicke. «Ich dank' Ihnen,» sagte er fest. «Leben Sie recht wohl.» Damit ging er.

Im Vorsaale stieß er auf St. Alban, der eben die Treppe heraufkam. «Bon soir, Mr. St. Alban!» sprach er lächelnd und eiskalt zu diesem. «Vous venez prendre congé et moi je viens, de le recevoir.» Der Prinz stürzte hinunter und St. Alban verbeugte sich. Wohl ahnte der Betroffene, während er mit klopfendem Herzen über Assy's Schwelle schritt, daß etwas Bedeutendes drinnen vorgegangen sein müsse, allein die Aufregung, worin er Assy fand, machte ihm eine ganz andre Entwickelung der Scene zwischen ihr und dem Prinzen wahrscheinlich. In diesem Argwohn erkaltete das letzte, leidenschaftliche Gefühl, das im Geheimen noch bei ihm geglimmt hatte. Er faßte seinen Abschied ganz kurz und, da Assy noch weniger zu erwiedern vermochte, so ging dieser peinliche und vielfach geschrobene Auftritt um so rascher zu Ende. Assy geleitete den Scheidenden bis an die Thüre, wünschte ihm heiter eine glückliche Reise und so trennten sich Beide.

Für immer! dachte Jedes.

Fünftes Kapitel.

Zwei Herzen auf der Flucht.

In den Straßen öffnete sich schon hier und da ein Laden und der erste Morgen brach winterlich grau über die Dächer, als St. Alban dem Posthofe zuschritt. Weder sein Weg, noch — dachte er — sein Herz, sondern blos ein Ungefähr führte ihn an Assy's Fenster vorüber. Er glaubte ein schwaches Licht hinter den Vorhängen zu bemerken und stand einen Augenblick still, um genauer hinaufzublicken. Da war aber Alles still und verhüllt. Ihn durchschauerte es tief, als er zum letzten Male nach dem Fenster sah, hinter welchem Assy schlief. «Sonderbares Weib!» seufzte er in sich hinein, «friedlos selbst, zerstörst Du Anderer Frieden. Aber den meinen sollst Du mir lassen, und darum ist's gut, daß ich scheide.»

Er hüllte sich fester in den Mantel und eilte weiter. Der Wagen stand bei seiner Ankunft schon bereit; man wies ihm seinen Platz im Kabriolet an, wo er, außer dem Conducteur, noch einen Passagier antraf, und als das Posthorn zum dritten Male gerufen, schwankte der schwere Wagen rasselnd über das Pflaster.

Die Bilder seines hiesigen Aufenthalts zogen rasch und verwirrt wie die Häuser der Stadt, an denen er

vorbeiflog, an ihm vorüber. Als das Thor der Residenz an seiner Seite aus dem Nebel auftauchte und gleich darauf der erste Landwind aus den Gärten der Vorstadt frostig durch die Fenster der Kutsche strich, schied er in Gedanken auf ewig von der Residenz und dem, was sie seinem Leben Neues zugeführt hatte. Ermüdet lehnte er sich in seine Ecke. Das eintönige Rasseln des Wagens und der gemächliche Paß, in dem die Postgäule durch den ebenen, feuchten Winterweg trollten, wiegten ihn bald in unwillkührlichen Schlaf und sein Kopf sank träumend auf die Brust herunter, welche noch unter den letzten Abschiedsseufzern wogte.

St. Alban erwachte nicht eher, als bis der Wagen auf der ersten Station anhielt. Es war mittlerweile voller Tag geworden und einzelne, grämliche Sonnenblicke fuhren über die grünen Saffiankissen des Wagens. Der Conducteur hatte den Schlag geöffnet und fragte: ob es den Herrschaften nicht gefällig sei, auch ein wenig auszusteigen? St. Alban schickte sich eben an, dieser Aufforderung Folge zu leisten, als der Reisende, der noch in der anderen Ecke des Kabriolets saß, ihn am Aermel zupfte und ihm ein helles: « Bon jour, Mr. St. Alban! » zurief. Der Ueberraschte drehte sich, wie vom Blitz getroffen, bei dem Klange dieser Stimme um; er glaubte zu träumen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen; aber es war kein Traum.

Assy saß in der Ecke, Assy und doch nicht Assy. Ihr Gesicht war es wohl, auch ihre Stimme; aber wie kam das Weib in den bunten, schottischen Herren-Mantel, unter dieses kecke Barett, aus dem ihre Locken unwirsch und zerstört hervorquollen?

«Um Gotteswillen, Assy! Sie hier!?» rief St. Alban aus und betrachtete, noch immer seinen Augen nicht trauend, diesen unverhofftesten aller Reisegefährten. Assy aber lachte, daß ihr die blauen Augen feucht wurden und hielt noch immer die kleine Hand zum Morgengruße ausgestreckt.

Aber, sah das Weib nicht abentheuerlich aus! Und doch schön, doppelt schön! Ein kurzer Sammtrock, von einem blank-ledernen Gürtel um die Taille zusammengehalten, fiel bis auf die Knie des allerliebsten Jungen herunter; darunter trug sie hellgraue Pantalons und die Füße steckten in zierlichen, mit silbernen Sporen bewahrten Stiefeln. Um den weißen Hemdkragen hatte sie ein seidenes Tuch in losen Knoten geschlungen und die schwarze Reisemütze, in Form eines Baretts, die sie tief in die vollen Haare drückte, vollendete die romantische Toilette. Assy sah aus wie unsere jungen Maler auf Reisen, und vielleicht um diese Aehnlichkeit zu vergrößern, hatte sie eine blecherne Kapsel über die Schultern gehängt, wie sie jene bei ihren Landschafts-Studien mit sich zu führen pflegen.

«Und nun helfen Sie mir erst aus diesem engen Käfig heraus,» sagte sie zu St. Alban, der sie noch immer sprachlos und kopfschüttelnd anstarrte, «hernach sollen Sie mir auch etwas Artiges über meine Garderobe sagen. Kommen Sie!»

«Nicht von der Stelle!» entgegnete St. Alban, der seine Besinnung erst allmählig wieder zu gewinnen schien. «Nicht von der Stelle, bis Sie mir gesagt haben, was Sie wollen, wohin Sie wollen, warum Sie reisen? Und in diesem Aufzuge? Assy, haben Sie denn gar nicht bedacht...?»

«Daß es nun hinter uns heißen wird, Sie sind mit mir durchgegangen,» fiel sie grell lachend ein — «nein, Freund! das habe ich gar nicht bedacht. Aber ich hatte Anderes zu bedenken, und dieß Andere machte es mir zur Pflicht, Sie noch einmal zu sprechen, ehe wir auf immer von einander gehen. Deßwegen bin ich hier!»

«Jules!» setzte sie ernst hinzu, als der Angeredete sich unwillig von ihr abgewandt. «Wir sind nur noch zehn Stunden beisammen, während wir zusammen und doch einzeln vielleicht noch hundert Jahre leben müssen. Mir sind diese Stunden so nothwendig, um auf die rechte Art, auch abwesend, bei Ihnen zu sein, daß ich keine Rücksicht gescheut habe, dieselben zu erkaufen. Sie werden mich hören und mir Recht geben; aber jetzt lassen Sie uns erst Kaffee trinken!»

St. Alban half ihr aus dem Wagen und sie traten zusammen in die Passagierstube. «Ich gelte hier für Ihren zufällig wiedergefundenen Freund und heiße Georg,» flüsterte sie ihm zu. «Vielleicht ist's unnöthig, aber man kann doch nicht wissen — und Ihnen geschieht wohl ein Gefallen damit.»

Die kurze Zeit der Rast war bald vorüber. Der Postillon blies zum Aufbruch. Man nahm die alten Plätze wieder ein und der Conducteur gestattete Assy gern den gewünschten Wechsel mit seinem Platze, wobei er eine bequeme Ecke gewann. Der Wagen fuhr ab.

Da saß St. Alban an der Seite des Weibes, von dem er vor wenig Stunden in Gedanken ewigen Abschied genommen. Und hatte eine geraume Zeit in der engen Zelle, kaum ein Paar Spannen von ihr, der Wachenden, geschlafen, beide nur getrennt durch die Wildschur und die schnarchenden Athemzüge des schlaf-

trunkenen Conducteurs. Ihm schien es noch immer ein Traum.

«Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen,» begann Assy. «Dieser Geschichte wegen hab' ich Sie verfolgt. Wenn Sie dieselbe angehört und den Schluß dazu gemacht, der mir noch fehlt, verlasse ich Sie wiederum. Geben Sie Achtung!»

Und Assy erzählte, fast monoton, wie man wohl ein Mährchen erzählt, dicht an die Seite ihres Freundes gedrückt, der ihr, von den wunderbarsten Gefühlen durchdrungen, zuhörte. Diese Eintönigkeit und der gleichgültige Ton ihrer sonst so rührenden Stimme erschütterten St. Alban tiefer, als es jemals die beste Deklamation oder Musik gethan hatte. Dazu rollte der Wagen in gleichmäßigem Takte seufzend und dröhnend über die kahle Fläche hin und an die herabgelassenen Fenster schlugen dicke Regenthränen, so weich, so schwer, so dumpf, wie Assy's Worte.

— «Es war an einem Wintermorgen, wie der heutige, nur daß es schneite, statt des Regens, als an dem Thore der Residenz, die dort hinter uns liegt, einsam und weinend ein Mädchen von vier Jahren stand. Sie blies schauernd in die kleinen Finger und zog das dünne seidene Mäntelchen mit beiden Händen über der Brust zusammen. Denn das Kind fror gewaltig. Da mußte um diese Stunde gerade an diesem Thore ein Grenadier Schildwach stehen, den es des hülflosen Wesens jammerte, vielleicht, weil er neben dem Grenadiers-Herzen auch ein Vater-Herz unter dem groben Rocke trug. Der trat an das Kind heran und fragte es, so mild und so gütig, wie er es seiner rauhen Stimme nur abgewinnen konnte, wer es denn sei und was ihm

fehle? Das Kind antwortete wohl, aber in einer Sprache, die der Grenadier nicht verstand. Weil ihm jedoch die fremde Gestalt und Rede, auch Ort und Stunde dieses Abentheuers gar absonderlich vorkam, rief er seinen Unterofficier aus der Wache heraus, daß der die Kleine einmal ausfrage. Dem ging es gerade so, und er rief den wachthabenden Officier. Das Kind weinte mittlerweile immer zu und sprach dazwischen unverständliche Worte, bis der Officier herausfand, daß es englisch sei, was er selber auch nicht verstehe. Indessen nahm er das Kind erst mit in die warme Wachtstube, theilte seinen Kaffee mit ihm und brachte es hernach auf die Polizei, um ungesäumt die nöthige Anzeige des Vorfalles zu machen.»

«Die Residenz ist, wie Sie wissen, nicht groß. Binnen wenig Stunden hatte sich deßhalb das Gerücht in derselben verbreitet, am Thore sei ein englisches Kind, ein Mädchen von vier Jahren, gefunden worden, von dem Niemand wisse, wem es gehöre und wohin es wolle. Die Nachricht kam auch zu Ohren des Großherzogs, der ein milder, gutthätiger Mann ist und von fremden Schmerz leicht ergriffen wird, vielleicht zu leicht für einen Fürsten. Derselbe gab Befehl, das Mädchen noch an selbigem Tage vor ihn zu bringen, und bat die Herzogin, sie möge als Weib und als Mutter recht weich und herzlich zu dem armen Kinde reden. Das geschah denn. Die Kleine, unendlich froh, als sie wieder Laute vernahm, die den ihrigen verwandt waren, erzählte viel, aber nichts, was zur Aufklärung des hohen Paares geeignet sein konnte. Von einer großen, großen Reise sprach sie, die auch über ein Wasser gegangen sei und auf der der Papa bei ihr gewesen, während die Mut-

ter in dem schönen Hause zurückgeblieben sein müsse, was weit von hier wäre. Sie habe unterwegs wohl von der Mutter gesprochen und nach ihr gefragt, allein der Vater antwortete stets: sie werde sie schon wieder sehen, wenn es Zeit sei. Außer dem Vater habe noch der kleine James im Wagen gesessen, ihr Bruder, vielleicht eben so alt und so groß wie sie. Nachdem sie nun lange, lange gefahren, immer durch neue Städte und an fremden Menschen vorüber, sei es einmal auch wieder Nacht geworden und sie hätte sich, wie oft, in ihr weiches Eckchen geduckt, um ein bischen zu schlafen. Als sie aber aufgewacht war, saß sie nicht mehr in dem weichen Eckchen, sondern auf einem Steine und es fror sie entsetzlich an die Füße. Sie sah sich um und rief nach Vater, nach James, nach dem Wagen, nach den Pferden, endlich, da Niemand hörte, nach der Mutter. Aber es kam gar Nichts von den Gerufenen, und sie setzte sich wieder auf ihren Stein und schluchzte bitterlich. Es hatte geschneit und war kaum Tag geworden; aber so hell war es doch, daß die Kleine unten im Thal einen Haufen Häuser erblickte, wie den, welchen sie zu Hause von ihrem Fenster herab oft gesehen, und da fiel es dem Kinde ein, durch den dünnen Schnee hindurchzuwaten, immer zwischen den kahlen, hohen Bäumen hin, die an beiden Seiten standen, bis an das Thor. Und da war sie nun.»

«Der Herzog und die Herzogin sahen sich bei der Erzählung oft an und fragten am Ende das Kind, ob es denn nicht wisse, wie der Vater geheißen? Da schüttelte es den Kopf und sagte: Blos Vater, und der Bruder James, und sie Alice, aber die Mutter hätte sie wohl Assy genannt, und das wär' auch hübscher.

Wenn man nach dem Namen der Stadt fragte, wußte sie nichts, und wenn man noch mehr fragte, fing sie von Neuem an zu weinen.»

Die Stimme der Erzählenden stockte bei diesen Worten, als ob die Thränen ihrer Kindheit wiederum mächtig aus den alten Schleusen hervorbrechen wollten. Aber Assy faßte sich.

«Sie wissen,» fuhr sie ruhiger fort, «daß ich dieses Kind bin. Man hat in der Residenz genug über das Mährchen meiner Aussetzung gefabelt, erst, als es das Interesse der Neuheit hatte, und hernach, da meine Person jene Theilnahme von Zeit zu Zeit wieder auffrischte. Böswillige haben nicht daran geglaubt und schieben meiner Aufnahme im Hause des Herzogs dunkle und lasterhafte Beziehungen unter, die Ihnen bei Ihrem Aufenthalte gewiß auch mitgetheilt sein werden. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ich die Wahrheit erzähle. Ach! diese Wahrheit ist ja so schrecklich, daß ich lieber in einem Fehltritt der Liebe die Quelle meines Lebens suchen möchte, als dessen erste Erinnerungen an die Unnatur und das Verbrechen meiner Aeltern anheften.»

«Trotz aller Nachforschungen hat sich Nichts ergeben wollen, was zu einem Aufschlusse über mein seltsames Schicksal führen konnte. Ich blieb, als Pflegekind des herzoglichen Paares, beständig in dessen unmittelbarer Nähe, und man erzog mich, unter dem Namen Beaufort, den mir die Herzogin ausgesucht, den ich aber nie wie meinen eigenthümlichen habe betrachten lernen, wie man nur ein Kind der höchsten Stände erziehen kann. Meinem Leben fehlte keine Bequemlichkeit und keine Bildung, alle Sorgen standen mir fern, selbst

das Andenken an meine Herkunft bedeckte man, als ich älter wurde, mit liebevoller Zartheit. Deßungeachtet blieb ich eine Fremde in den Kreisen des Hofes, und wie kaum mein Geist zu den ersten Betrachtungen über meine Umgebungen reifte, setzte sich eine tief verhehlte Bitterkeit — nicht gegen meine großmüthigen Wohlthäter — sondern gegen das Leben überhaupt, in dem ich verlassen und heimathlos dastand, in meiner Seele fest. Ich las und hörte so viel von der Liebe, von dem Glück der Ehe, von persönlichen Neigungen der Menschen zu einander nach natürlichem Trieb oder freier, bewußter Wahl; aber dieß Alles erschien mir wie ein leeres Hirngespinnst, ja wie eine teuflische Ironie, wenn ich es an meine Erfahrungen hielt. Aeltern, die im Wohlstande gelebt haben mußten, setzen ihr Kind in einem fremden Lande aus, ein vierjähriges, hülfloses Wesen, — da rede mir Einer noch von natürlicher Stimme des Blutes, von ehelicher, kindlicher, mütterlicher Liebe!»

«Man ließ mir, trotz der sorgfältigsten Erziehung, in vielen Stücken eine so unbeschränkte Wahl, wie sie sonst dem weiblichen Geschlechte wohl selten zu Theil wird. Auch wuchs ich, weil man eine recht gelehrte Dame aus mir machen wollte, mehr unter Männern auf, denn in weiblicher Nähe. Dadurch mag es gekommen sein, daß sich früh gewisse Schroffheiten und Nachlässigkeiten in meinem äußeren Wesen herausbildeten, die mir sogar die streng auf Sitte und Anstand haltende Herzogin nachsah. «Man muß unserer kleinen Brittin schon etwas zu Gute halten,» war Alles, was sie auf die Klagen und Vorstellungen ihrer Kammerfrauen erwiderte, wenn ich in meiner Naivetät vielleicht dann und wann ein wenig zu weit gegangen war.

Später habe ich oft Gelegenheit gehabt, diese übertriebene Nachsicht schmerzlich zu empfinden; in den Schnirkeln und Zirkeln sogenannt guter Gesellschaft stieß ich oft gar hart wider und da legten mir denn die Fräulein Alles für Ziererei und Unweiblichkeit aus, was die Männlein als Originalität vergötterten. Freilich habe ich im Grunde wenig auf das Urtheil des Haufens gegeben, des vornehmen Haufens vor allen Dingen; der Herzog schalt mich oft seine wilde Republikanerin und tadelte meine Popularität, die sich aber, leider! nur auf Grundsätze und Ansätze ausdehnen konnte.«

»Zu thun hatte ich gar nichts, den lieben langen Tag gar nichts. Ich spielte Harfe, ich zeichnete, ich stickte, ich las, moderne Bücher vor allen anderen. An meine Zukunft habe ich in meinem ganzen Leben nur einmal, eine viertel Stunde lang, gedacht; desto tiefer brütete ich über den Räthseln meiner Vergangenheit. Aber je weiter diese zurückwichen, desto dunkler wurden sie, und zuletzt gab ich's ganz auf, mich in diesem Finster zurechtzufinden. Nur ein lebendiger Haß gegen meine Blutsverwandte, gegen Vater, Mutter, sogar gegen den schuldlosen Bruder, der ja nicht mit mir ausgesetzt worden war, hielt sich als das einzige Erbtheil, das meine Aeltern mir mitgegeben hatten. Und diesen Haß lernte ich nach und nach durch eine, glaub' ich, ganz natürliche Ideen-Verbindung auf das ganze Institut der Ehe übertragen, weil ich, wie mir die Augen innen aufgingen, in meinen eigenen Umgebungen tägliche, klägliche Exempel von dessen Gebrechlichkeit sah. Nicht so viel unglückliche Ehen und Liebschaften, aber so viel erbärmliche, aus nichtswürdigen Rücksichten eingefädelte, in stumpfer Gemeinheit fortgesponnene, durch rohe Zufälle

zerrissene, gaben mir einen Widerwillen am ehelichen Leben. Ich habe Ihnen schon ein anderes Mal gesagt, wie ich mit meiner Meisterin für Freiheit, namentlich für weibliche Freiheit schwärmen konnte. Die Ideen der Emancipation unseres Geschlechtes fingen Feuer in mir, ich hätte auf die Nothwendigkeit eines Umsturzes unserer geselligen Zustände geschworen und fand überhaupt an dem Bestehenden, über das ich viel zu früh reflektirte, so viele verwerfliche Elemente, daß ich am Ende die Außenwelt ganz aufgeben mußte, um mir nur meine eigene Innerlichkeit zu retten. Urtheilen Sie, mein Freund! welcher Art bei dieser Lebensansicht meine Stellung an einem Hofe sein mußte, der, bei aller Liebenswürdigkeit seiner Häupter, doch immer ein Hof blieb, und zwar ein deutscher Hof, und zwar ein kleiner, deutscher Hof.»

«Ich war achtzehn Jahre alt geworden, mitten in der Residenz und doch in gewisser Beziehung mitten in der Einsamkeit aufgewachsen, als der Erbgroßherzog von seinen Reisen zurückkehrte, in seinem Gefolge auch Winter, der ihn vom Anfang seiner abentheuerlichen Züge bis zum Ende getreulich begleitet hatte. Es war das erste Mal, daß ich den Prinzen sah. Sehr jung hatte er den väterlichen Hof verlassen, um lange in der Fremde umherzuschwärmen, und kehrte nur auf die dringenden Vorstellungen des Herzogs zurück. Der Ruf eines Sonderlings ging ihm voraus. Er sollte in Italien lange Zeit in den Armen der Liebe glücklich gewesen sein, bis ihn ein Verrath seines Mädchens aufweckte, und der Schmerz über diese Erfahrung rastlos weiter jagte. In der Residenz sagte man von ihm, er sei ein Weiberfeind geworden, und die Hofdamen

suchten zum Voraus alle möglichen Bekehrungs-Talente hervor, um den schönen, finsteren Mann dem Leben wiederzugewinnen. Die Herzogin hing mit einer weichen, wunden Zärtlichkeit an dem einzigen Sohne und bei dem Vater fiel, außer der natürlichen Zuneigung, noch das ängstliche Gefühl für den letzten seines Stammes in die Wagschale. Sie können sich denken, welche Veränderungen die Erscheinung des Ersehnten in unserem Leben hervorbrachte. Ein Prinz, ein junger Prinz, ein unglücklicher Prinz — ist denn eine liebenswürdigere und gefährlichere Instanz für ein Weiberherz denkbar?»

«Eigensinnig, wie ich bin, stimmte ich, im Gegensatz zu der allgemeinen Sehnsucht, meine Erwartungen mit rechtem Ernste herunter und bemühte mich, mir den Prinzen immer im ungünstigsten Lichte hinzustellen, er mochte sich von so seltenen Seiten zeigen, als nur möglich. In der That aber mußte ich bei unpartheiischem Nachdenken eingestehen, daß er weit über den gewöhnlichen Männern, unendlich weit über den gewöhnlichen Prinzen stehe. Es bedurfte langer Zeit, ehe wir uns einander kennen lernten; er wollte nicht suchen, weil er den Weibern geflissentlich auswich, ich wollte mich nicht finden lassen, eben weil er nicht suchte. Kleine Gefälligkeiten und spielende Beziehungen, wie sie unser tägliches Beisammensein wohl brachte, führten uns nach und nach zusammen, und ich glaube (meiner Seits bin ich dessen gewiß), daß es das ruhigste, klarste Interesse der Freundschaft, sammt der lieben allmächtigen Gewohnheit, war, was uns mit allmähligen, aber desto festeren Banden umwebte. Ich verlor im Umgange mit ihm ganz aus den Augen, daß er Erbgroßherzog war, und mußte erst durch ein unglückliches Abentheuer, wel-

ches mir über seine Gesinnungen ein spätes, nie geahntes Verständniß eröffnete, an den Abstand unserer Schicksale erinnert werden. Es war auf einer Jagd, die vom Herzoge veranstaltet worden. Der Prinz rettete mir, die ich mit gewohnter Unvorsichtigkeit und Hitze in meinen Amazonen-Vergnügungen ausschweifte, das Leben mit Gefahr des eigenen. So würde vielleicht jeder Ritter im klassischen Sinne an seiner Stelle auch gehandelt haben; allein die Leidenschaftlichkeit, die bei dieser Gelegenheit aus seinem gehaltenen und finsteren Wesen zum ersten Male emporblitzte, ließ mich einen Blick in das Gemüth des Mannes werfen, bei dem ich zurückbebte. Ich hatte erkannt, daß dieses der Liebe schon einmal abgestorbene Herz neue Blüthen für mich trieb, Blüthen aus Trümmern, und bei dieser Entdeckung war mir der Gedanke an die äußere Unmöglichkeit solcher Hoffnungen weniger quälend, als die Ueberzeugung, daß seine Gefühle niemals Anklang in den meinigen finden würden.»

«Bei ruhiger Ueberlegung mußte ich diese natürliche Verstimmung unserer Herzen als ein rechtes «Glück» im bürgerlichen Sinne anerkennen, denn wenn in eben dem Grade eine unmittelbare Uebereinstimmung unsere Neigungen zusammengeführt hätte: so würde ich, fürcht' ich, nicht stark genug gewesen sein — oder nicht schwach genug, wie ich lieber denke — diese natürlichen Bande durch äußere Motive zerschneiden zu lassen. Meine Natur, die keiner leidenschaftlichen Potenzirung für den Prinzen fähig war, ersparte mir auf diese Art den schrecklichen Kampf zwischen der Pflicht gegen mich selbst und der gegen meinen väterlichen Freund, den Herzog. Auch ihm waren, so schien es, bei dem Ereignisse auf der

Jagd die Augen geöffnet worden, und ich glaubte in seinem Betragen gegen mich seit dem Tage eine mißtrauische — verkühlte Zärtlichkeit zu bemerken, die ich mir nur zu wohl zu erklären wußte. Ach! es brauchte sich das alte immediatisirte Fürstenblut nicht zu empören gegen das meinige, welches nicht die mindeste Wahlverwandtschaft zu jenem spürte, und mein Herz wohl in einer milden, schwesterlichen Neigung, wie ich sie sonst an demselben nicht gewohnt bin, aber gewiß niemals in rascheren und seligeren Pulsen für den Prinzen klopfen machte. Er war und blieb mir der Sohn meiner Aeltern, und wie ich diese aus freier Wahl und rechter Ueberzeugung statt der natürlichen und unnatürlichen lieben gelernt hatte, so fühlte ich, wie er mir täglich näher trat, aber nur als Bruder, und wie auf der einen Seite seine bürgerliche Erhabenheit dieses Verhältniß eben so wenig störte, als andrer Seits seine menschliche Persönlichkeit mir ja niemals gefährlich und sinnlich nahe bringen konnte.»

«Das Jagd-Abentheuer hatte in meinem Verhältniß zum Prinzen nichts Wesentliches geändert. Er lebte so still und so eingezogen unter uns, als es seine Stellung erlaubte, und wenn mich meine unbefangene Beobachtung nicht getäuscht hat, so bemerkte ich, wie in diesem ungewöhnlichen Herzen zwei widerstreitende Gefühle sich durchschnitten, das einer vorsätzlichen Abwendung vom ganzen weiblichen Geschlechte und eine verborgene, nur mit Mühe unterdrückte Flamme für eine Einzelne desselben. Diese Einzelne mußte ich gerade sein. Es fehlte jedoch nicht an gelegentlichen Andeutungen seiner Leidenschaft, der ich nur mit besonnener Kraft und steter Ruhe zu begegnen vermochte. Von Seiten des Her-

zogs fielen auch schon dann und wann Rathschläge und von der Herzogin mütterliche Winke, die meinen Stolz empören und mich unangenehm aufregen mußten. Meine ganze Stellung zu der fürstlichen Familie hatte das friedliche, behagliche Gleichgewicht verloren, in dem sie vordem schwebte, und es war mir lieb, daß Ihre Erscheinung, St. Alban, diese künstlichen und auf der Spitze stehenden Beziehungen geradezu zerbrach.»

«Hören Sie mich ruhig bis zu Ende! Vielleicht, daß die unverkennbare Aufmerksamkeit, die Sie mir widmeten, und noch mehr die freie Weise, mit der ich Sie meinem unabweislichen Gefühle nach erwidern mußte, die Sachen zu einer raschen Entscheidung führten, die ohne Ihre Dazwischenkunft gewiß nicht so früh erfolgt wäre. Der Prinz überraschte mich, was er nie zuvor gethan, in meiner Wohnung, eben gestern am Vorabend Ihrer Abreise, wo Sie beide sich auf meiner Schwelle begegneten. Es kam zu gegenseitigen Erklärungen und wir schieden auf eine Weise, die allerdings den Prinzen bekümmern konnte. Der Herzog, der die Schritte seines Sohnes genau bewachte aus einer ziemlich richtigen Ahnung seines für den Vater und den regierenden Herrn gleich besorglichen Zustandes, wußte auch bald von der Unterredung, die der Prinz mit mir gehabt. Kaum daß Sie mich verlassen, als noch ganz spät Winter, des Herzogs geheimster Rath in allen Interessen des Prinzen, bei mir erschien. Dieser deutete mir auf die zarteste Weise die Gefahr an, in die des Prinzen Gemüthsrichtung ihn selbst und sicher auch mich stürzte; er sagte mir eben Alles, was ein kühler, aber edler Hofmann in solchen Fällen zu sagen weiß. — Zuletzt nahm sein Vortrag (ich kann es nicht anders nennen!) eine eben

so neue, als sonderbare Wendung; er schloß nämlich mit einem ganz runden Heiraths-Antrag, den er mir für seine eigene Person machte. Anfangs lachte ich ungeheuer über diesen diplomatischen Mittelweg, hernach empörte mich der Gedanke, daß ein Mann wie Winter im Ernste sich entschließen konnte, sich und mich zur Arznei für einen kranken Königssohn zu brauchen, und dieß letzte Gefühl gewann dergestalt die Oberhand, daß ich mit sehr heißen und heftigen Worten die ganze Geschichte mit dem Prinzen und mit Winter so zu sagen vor dem Knie abbrach und die Trümmer dem hochherzigen Vermittler höhnisch vor die Füße warf. Ich verließ das Zimmer und das in einer solchen Aufregung, daß mir, als ich allein war, die ersten Thränen, seit undenklicher Zeit die ersten, unaufhaltsam hervorbrachen.»

«Mein nächster Gedanke, nachdem die Gluth meines Unwillens gelinde verraucht, war an Sie. Ich mußte Sie noch einmal sehen und hören, bevor wir auf immer schieden, es koste was es wolle. Mein Entschluß war bald gefaßt. Männliche Garderobe habe ich aus alter Liebhaberei immer bereit, Ihren Weg kannte ich auch, ich reiste Ihnen also nach, oder vielmehr vor, und als Sie im Posthofe, herzbrechend seufzend, in das dunkle Kabriolet krochen, dessen andre Ecke ich bereits glücklich inne hatte, freute ich mich schon unendlich auf den Augenblick, da wir unsere rührende Erkennungsscene aufführen würden.»

«Sehen Sie, da bin ich nun! Rathen sollen Sie mir nicht, denn ein kluger Mann wird sich am Ende nie dazu hergeben, einem Mädchen zu rathen; allein Sie sollen mir den richtigen und unbefangenen Gesichtspunkt für meine Lage wiederfinden helfen, den mir die

letzten Tage verrückt. Ich will den ganzen Roman mit fremden Augen (— Assy betonte die fremden Augen stark —) ansehen, just mit den Ihrigen. Nun, denken Sie nach und reden Sie!»

Die Erzählende lehnte sich erschöpft zurück. Sie hatte ihre Geschichte glücklich zu Ende gebracht, ohne das tiefste Geheimniß ihres Herzens zu verrathen; darum athmete sie jetzt freier auf.

Sonderbar, daß das Mädchen eine Lust darin fand, ihr stärkstes und bestes Gefühl zu prüfen, zu peinigen; daß sie von ihm, den sie mit schrankenloser Liebe umfaßte, das Urtheil über ihr Leben empfangen wollte, aus seiner Hand das Herz ihres Gatten, das doch nicht das seine war!

St. Alban hatte in stetem Schweigen zugehört und brach auch jetzt, als Assy geschlossen, dasselbe nicht. Es war aber, als müßte es so sein. Assy selbst hielt sich ganz ruhig; sie sah den Freund nicht an, sie war so weit von ihm fortgerückt, als es der enge Raum erlaubte, und dieser schaute, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich vor sich nieder. Wer die beiden stummen Passagiere in diesem Augenblicke hätte neben einander sitzen sehen, mußte darauf schwören, es sei ein Paar wildfremder Menschen, die sich zum ersten Male auf dem Postwagen begegneten und zu einer gewöhnlichen Eilpost-Unterhaltung entweder zu vornehm oder zu faul wären.

«Assy!» so unterbrach endlich St. Alban die lange Stille, indem er die Hand des Reisegefährten faßte — «Assy! Kehren Sie um! Wenn ich Ihnen rathen soll, als Freund, als Bruder rathen —»

«Lassen Sie das Wort weg, Jules!» fuhr jene plötzlich dazwischen und zog ihre Hand heftig zurück —

«dieses spreizende, altkluge Wort, nur in diesem Augenblicke lassen Sie es zwischen uns weg. Ich will,» setzte sie ruhiger, und als ob sie sich gewaltsam besonnen hätte, hinzu, «ich will keinen brüderlichen Rathgeber in Ihnen hören. Fremd sollen Sie sprechen, ganz fremd, als Mann selbst, wenn Sie es bis zu dieser Illusion bringen können, als Mann dem Manne gegenüber.»

St. Alban schüttelte mit dem Kopfe und sah die Stürmische fragend an. «Mein viellieber Freund!» begann er dann auf's Neue, «Ihr Leben steht auf einer gefährlichen Spitze. Sie selbst wissen das recht gut, denn Sie haben es mit rechtem Fleiße und rechter Lust an der Gefahr auf diese Spitze geschroben. Aber wie damals, an jenem ersten Morgen unserer Freundschaft, sag' ich Ihnen auch heute: Lassen Sie es! Stimmen Sie herunter! Kehren Sie um!»

«Assy! daß ich Ihrem Herzen Illusionen und Träume rauben könnte, die Sie nur unglücklich machen müssen! Versöhnen Sie sich mit dem Wirklichen, werfen Sie sich recht mitten hinein in die kühle, flüssige Prosa — glauben Sie mir: es giebt kein Ziel für ein Leben, wie das Ihrige, eben so wenig, wie es eine Heimath für dasselbe giebt!»

«Das heißt mit anderen Worten,» sprach Assy langsam, indem sie an den Glocken des Wagens zupfte — «gehen Sie hin und heirathen Sie Winter! Werden Sie eine rechtschaffene Frau, wie zehntausend andre auch; das Uebrige wird sich dann finden. Ich danke, Julius! Ich meine, Sie haben ganz Recht!»

Sie lächelte dabei.

Aber durch ihr Herz zogen Schauer des Todes. Es war ihr letzter, ihr gefährlichster Kampf.

Und St. Alban? Der ergoß sich noch, um die eigene Aufregung mit kaltem und fremdem Scheine zu überschwemmen, in eine lange Predigt; daß Winter, seiner Ansicht nach, Assy wirklich geliebt habe, sagte er, und daß ein Weib mit ihm wohl glücklich werden könne, wenn sie anders zu beglücken verstände. Auch von dem Gefährlichen einer ziel- und haltlosen Sehnsucht redete seine Weisheit, und wie die Frau für die Scholle geboren sei.

Endlich bat ihn Assy selbst, zu schweigen, und von nun an ward und blieb es ganz einsylbig unter den beiden Passagieren. Jeder schien den Faden seiner eigenen Gedanken weiterzuspinnen, ohne sich um den Nachbar groß zu kümmern. Und doch durchschnitten und verwebten sich diese Fäden an tausend geheimen Punkten!

Ach! es giebt Herzen im Leben, die für einander geboren und gebildet scheinen. Und das Schicksal führt die Herzen mit gleißnerischem Lächeln zusammen, eng und fest zusammen, flüstert einem jeden zu: «Da hast Du es!» und wenn die Herzen sich umschlingen wollen, um zu einem Stamme zusammenzuwachsen, — hui! dann schleudert derselbe Zufall mit höhnischem Lächeln eine ganze Hölle dazwischen, eine Hölle von Vorurtheilen, Rücksichten, Sorgen, Zweifeln, Mißverständnissen, Zufälligkeiten, und die Herzen sind auf ewig getrennt, selbst wenn sie dicht an einander schlagen!

Der Abend dämmerte unheimlich in den Postwagen, als die Reisenden in eine kleine Stadt fuhren. «Hier ist das Ziel meiner Reise!» sagte Assy. «Ich habe gefunden, was ich suchte; nun thu' ich, wie mein Freund mir geheißen, ich kehre um.»

Das Posthaus war eine ärmliche Hütte. In der Fremdenstube brannte ein einziges Licht so düster wie

eine Leichen-Fackel, und vom Ofen her strömte unerquickliche Hitze und Rauchwolken durch die engen Räume. St. Alban und Assy saßen auf dem ledernen Sofa, während die Uebrigen verdrießlich und stumm ihren Thee hinunterstürzten. Der Postillon blies. «Meine Herren! wenn's gefällig wäre?» fragte der Conducteur. St. Alban erhob sich. «Leben Sie wohl,» sagte er, indem er der Zurückbleibenden die Rechte reichte, sehr rasch und abgebrochen: «Ja, Assy!» — hier war er von der Thüre zurückgekommen, und seine Worte dehnten sich lang und lechzend aus — «Leben Sie recht wohl. Es liegt so viel in dem kleinen Worte und doch lange nicht Alles, was ich Ihnen wünsche.»

«Der fatale Rauch!» sagte Assy, mit der Hand über die Augen fahrend. «Adieu, Julius! Ich werde leben, und wohl leben! Reisen Sie glücklich!»

Er ging hinaus und stieg in den Wagen. Der Conducteur kam nach und schloß den Schlag. «Fahr' zu, Schwager!» rief er aus und das Posthorn klang.

Als die Blicke des Fliehenden noch einmal auf das Posthaus fielen, sah er Assy allein auf der Schwelle stehen. Die Laterne über der Hausthür warf matte Lichter über die Gestalt. Ohne Mantel, ohne Barett, die Arme gekreuzt, ihre Augen am Boden wurzelnd, steht sie da. Das Gesicht ist bleich und die Haare hängen, glänzend von feinen Regentropfen, schlicht und aufgelöst um die Schultern.

Arme Niobe!

Zweites Buch.

Sechstes Kapitel.

Das verlorene Paradies.

Ein Jahr und drüber war vergangen, als es eines Morgens heftig an der Klingel des Geheimen Hofraths Winter läutete. Der Bediente flog hinunter und öffnete. Ein Fremder, mit bestäubten Stiefeln und sonneverbranntem Gesicht, stand drunten und fragte nach der Frau Geheimen Hofräthin. «Sie ist im Garten; wen hab' ich die Ehre zu melden?» Der Herr meinte, es bedürfe dessen nicht, und schritt rasch an dem verwunderten Diener vorüber.

Hinten im Garten stand eine schöne, mit zartem Weinlaub umkleidete Hütte, in deren weit geöffneter Thür St. Alban ein weißes Kleid bemerkt zu haben glaubte. Er schritt hastig auf die Hütte zu. Sein Auge hatte ihn nicht getäuscht. In der Thür derselben saß die Frau Geheime Hofräthin Winter, die früher Assy gewesen, ein holdes, bleiches Weib, das ihrem Kinde die Brust reichte — —

Wiedersehen der Liebe, deine Stunde ist wie ein Engelsantlitz, das vom Himmel hernieder die Erde anhaucht und anleuchtet; aber wehe, wenn der Teufel seinen Hohn mit diesem Antlitz treibt und fremde Züge,

Furchen und Thränen und Schmerzen darauf eingegraben hat! Ach, ein namenloses Wehe!

St. Alban war mit einem unverständlichen Schrei vor Assy in den Sand gestürzt und verbarg sein Gesicht in ihrem Schooße. «Assy, Assy!» war Alles, was er stammelte. Aber von ihr, welche in dem Trennungs-Jahre das Weib eines Andern und Mutter geworden war, läßt sich nichts sagen; sie schaute mit trockenen Augen auf den Mann ihrer Liebe hernieder, sie fühlte, wie seine Stirne, seine glühenden Augen auf ihrem Knie brannten, und vermochte sich nicht zu regen, noch weniger auszusprechen. Ihre Arme hielten mechanisch den ängstlich aufschreienden Knaben fest und eben so mechanisch bedeckte sie die weiße, volle Brust, von der sie ihn abgenommen.

Endlich erhob sich St. Alban. Assy sah ihn lange an, bis sie mit ruhigem Tone fragte: «Was wollen Sie, Julius? Warum kehren Sie zurück? Und warum so zurück?» Sie war aufgestanden und winkte ihm in die Hütte hinein; selbst ging sie voraus und legte ihr Kind in die zierliche Wiege, welche drinnen stand. St. Alban schlug sich vor die Stirn. «Warum? Und was ich will! Einen Blick will ich thun, den eines Verdammten, in ein verlorenes Paradies, um dann weiter zu stürzen, — auf Nimmerwiederkehr. Assy, Assy!»

Die Frau schüttelte ernst, aber ruhig mit dem Kopfe. «Freund! ich verstehe Sie nicht. Soll ich Sie daran erinnern, was Sie mir vor einem Jahre sagten, als wir aus der räucherigen Passagierstube traten? Leben Sie wohl, sagten Sie. Und lebe ich nicht wohl? Rechnen Sie das für nichts?» Sie beugte sich küssend über

ihr Kind, das sie mit leisem Schaukeln in den Schlaf wiegte.

«Ich war ein Wahnsinniger!» schrie St. Alban auf. «Ich weiß es. Die unendlichste Liebe zu Dir im Herzen, verließ ich Dich, aber ich glaubte nicht an diese Liebe, ich haßte sie, weil ich fürchtete, Dich selbst hassen zu müssen.»

«Halt, mein Freund!» sprach Assy mit Würde. «Nicht weiter in diesem Tone. Sie vergessen —»

St. Alban ließ sie nicht vollenden. Er trat auf sie zu, weil sie Miene gemacht, das Häuschen zu verlassen, und faßte sie krampfhaft bei beiden Händen. «Ja, Assy!» sagte er mit mühsamer Fassung, «Du meine allmächtig geliebte Assy! Laß mich, nur eine Stunde laß mich vergessen, was zwischen uns liegt. Ich weiß, Dein Gatte ist fern und mit ihm jede Störung; gönne mir nur einen Augenblick Gehör — ach! ihm hast Du ja Alles gegönnt!»

Assy schauerte tief in sich zusammen. «Julius,» stammelte sie, «Sie thaten nicht wohl, daß Sie wieder kamen. Aber wenn das wahr ist, was Sie eben sagen, dann war es unedel, war es ein Verbrechen, daß Sie wieder kamen. Verlassen Sie mich, ich bitte, ich beschwöre Sie darum.» Die Thränen waren ihr nahe.

Aber St. Alban nöthigte sie mit sanfter Gewalt zu bleiben. Er beschwor das Gedächtniß an jene alte Zeit mit zaubrischer Kraft herauf und bestrickte die Unglückliche, Willenlose, ohne daß sie es ahnte, mit jedem Worte tiefer in die alten, kaum zerrissenen Netze. Assy hörte seiner Rede mit namenloser Qual zu; sie wußte, daß sie fliehen mußte, aber sie vermochte es nicht, und wenn sie den einst, den ewig geliebten Mann dazu an-

sah, ging ihr das Gleichniß von dem armen, bezauberten Vöglein dämmernd durch die Seele, das dem Bann der Schlange sich niemals entwinden kann.

Jules erzählte. Er war von Assy geflohen, den Pfeil einer verläugneten, gewaltsam erschlagenen Leidenschaft im Herzen. Die Zeit und der künstliche Taumel, worin er sein äußeres und inneres Leben beständig zu erhalten suchte, zogen eine leise Decke über die tief fortblutende Wunde. Ihn floh die Ruhe und selbst die Freude an seiner Kunst, der er doch zum Theil sein persönliches Gefühl zu opfern gemeint hatte. Assy's Bild verfolgte ihn, wohin er ging. Er litt um so schmerzlicher, als an einer zeitigen Umkehr sein falscher Stolz und der alte Argwohn gegen Assy ihn verhinderten. Nicht einmal Nachricht wollte er von ihr haben, und wandte sich, um allen Erinnerungen an seinen Aufenthalt in der großherzoglichen Residenz zu entgehen, nach Petersburg.

Eines Abends hat er vor dem Kaiser im Konzerte gespielt, als aus dessen Umgebung eine wohlbekannte Gestalt auf ihn zutritt. St. Alban steht vor dem Erbgroßherzog und seine Seele bebt zusammen, als ob durch den bloßen Anblick dieses Prinzen die oberflächlich verharschte Wunde von Neuem aufreiße. Jener spricht in Gegenwart vieler andrer Großen gar gnädig mit ihm, allein in einer unbewachten Minute zieht er den Ueberraschten hastig in ein entlegenes Zimmer. «Wissen Sie von ihr?» fragt er mit drängender Leidenschaftlichkeit. «Kommen Sie aus Deutschland? Von ihr, von Assy?»

St. Alban zauderte. Als aber der Erbgroßherzog alle Schranken, welche der Rang und die peinliche Berührung beider Männer auf diesem zarten Punkte

ziehen mußten, rücksichtslos daniedergerannt und ihm seine Liebe zu Assy geradezu preisgegeben hatte, erwiderte St. Alban, selbst hingerissen durch den leidenschaftsvollen Augenblick, daß er Assy nicht wieder gesehen, noch von ihr gehört habe, seit dem Abschiede von der Residenz. «Nun,» sagte der Prinz hierauf mit bitterem Lächeln, «da kann ich Ihnen ja noch neuere Nachrichten mittheilen, um die ich Sie anzugehen dachte. Assy ist Winters Gattin; sein letzter Brief, den ich hatte, meldet mir, daß der Glückliche Vater eines frischen Knaben ward.» St. Alban stand wie angedonnert. «Nicht wahr, Freund,» flüsterte der Prinz, indem er seine Hand heftig auf das Herz preßte, «das brennt? das trifft? Ach! ich fürchtete wohl früher vor Ihnen und dachte, Sie seien der Begünstigte. Lieber, lieber Mann, der Sie eben so elend sind als ich, jetzt können wir ja in Frieden zusammen gehen. Aber wenn Sie nach Deutschland zurückkehren, dann sagen Sie nur, ich hätte es bald überstanden!»

Dabei sah der Prinz den Zitternden aus seinen großen, tiefliegenden Augen so unheimlich an, und auf seinen Wangen loderte ein so grelles, spitziges Feuer, daß seine Worte allerdings Bestätigung genug in dem Aussehen des Kranken, geistig und körperlich Kranken fanden.

Bei St. Alban war durch jenes Wort, — das erste, das er seit Jahresfrist über Assy empfing, — die Leidenschaft für sie mit einem Schlage entfesselt worden. Er lernte seine Liebe erst an seinem Schmerze kennen und messen. «Ich wußte es ja,» so sagte er zu Assy, «daß Du eines Andern sein würdest, hatte ich Dir im Augenblicke des Wahnwitzes doch selbst den

Rath gegeben. Aber, als mir nun von draußen die Bestätigung kam, daß Du wirklich so gethan, als ich hörte, daß Du Mutter seiest, da verstand ich erst mein eigenes Inneres. In fremden Armen mußt' ich Dich sehen, damit meine Liebe aus allem Fremden und Angelernten siegreich hervorbreche. Der Eifersucht, pfui! des kleinlichen Neides hat es in meiner Seele bedurft, um jenes allmächtige, reine Gefühl bestimmt auszuscheiden.»

«Ich reiste Tags darauf von Petersburg ab,» schloß St. Alban seine Erzählung, «ich flog Tag und Nacht, die Furien an meinen Fersen, und da bin ich, hier laß mich sterben!»

Er warf sich auf's Neue zu Assy's Füßen und küßte ihre Knie mit Inbrunst. Assy hatte nach und nach wieder Kräfte gesammelt und wollte den Besinnungslosen mit allmähliger und sanfter Hand ins Leben zurückführen, ihn mit demselben aussöhnen. Sie sagte ihm, daß sie selbst Ruhe gefunden und in ihren Pflichten, ihren Rechten still begnügt weiter lebe, wie er es an dem Abschiedstage ihr geheißen. Aber St. Alban fragte mit gehobenem Tone: «Assy, sind Sie glücklich? Sind Sie's, Assy?» Da verstummte das unselige Weib und schlug die Augen zu Boden.

Ein Blick auf ihr Gesicht zeigte, daß sie es nicht war. Assy war noch schön; aber eine tödtliche Kälte hatte sich über ihre Reize gelegt, und der Kampf mit dem alltäglichen Schmerze, oder die gewaltsame Rückkehr zu einem beschränkten Leben, oder die Bewegung in ganz fremden und neuen und ungeliebten Sphären stand mit bleiernen Zügen auf den schönen Formen eingegraben. Das Auge hatte an Frische und Glanz verloren, die Mundwinkel hingen schwermüthig, wie ge-

knickte Rosenknospen, hernieder, und die Haltung des stattlichen, durch die Liebe vollends gereiften Körpers sprach eine matte, trübe Resignation und eine sich gehenlassende Gleichgültigkeit aus.

St. Alban hatte einen scharfen Blick für diese Veränderung, die mit der Gestalt der Geliebten vorgegangen war. Er wußte, als er sie eine Sekunde lang gesehen, daß sie nicht glücklich war. Sein kombinirender Verstand flog mit Flügelschnelle einige Stufen weiter. Den Prinzen liebte sie nicht, das hatte er aus ihrem eigenen Munde, und Winter gar nicht; darum — ihn schwindelte, wie einstmals, als er den Gedanken, wie dieses Mädchen lieben müsse, nicht ausdenken konnte. Und wenn nun, so schlug es mit Blitzesklarheit in ihn, wenn sie nun damals schon geliebt, wenn sie dich geliebt, aus reinem jungfräulichen Herzen dich, nur dich? Wenn du den Schatz verloren, weil du aus Eitelkeit, aus Argwohn, aus Selbstsucht, aus Trägheit nicht nach ihm gegriffen?

Ja, es mußte so sein, daß sie ihn geliebt. Er rief sich im Augenblick eine Menge kleiner und spielender Erinnerungen aus jener Zeit zurück, in denen nur die Liebe ihr eigenes Bild mit eigenen Augen zusammenlesen kann; er verfolgte die Geschichte seines Verhältnisses zu Assy von dem ersten Augenblick bis zum letzten, und knüpfte an diesen ihr heutiges Wiedersehen an, bis es ihm zur Gewißheit ward: sie hat dich geliebt, und keinen mehr!

Aber statt daß dieser Gedanke Oel in die Flamme hätte gießen können, beruhigte er vielmehr seine stürmische Seele. Er stand fest Assy gegenüber, die noch immer wortlos vor sich hinblickte. »Sie sind nicht

glücklich,» sagte er langsam und nachdrücklich. «O ich überschaue Alles, wie es gekommen. Unsere Herzen liebten sich, sie waren für einander bestimmt. Aber wir erkannten einander nicht, eben wegen der allzu großen Nähe, worin wir standen, und erst als ein Drittes, Fremdes sich zwischen uns ansetzt und den einen Theil gewaltsam an sich reißen, in sich aufnehmen will, erst da verbinden sich beide klar und innig und fest. Es ist ja eben nur ein rechtes und natürliches Gesetz, über das wir nicht hinaus können!»

Assy hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. Sie flüchtete wieder an die Wiege ihres Knaben. «Hier ist meine Stelle!» rief sie aus. «Schütze Du mich, schlafende Unschuld, vor ihm und vor mir!»

St. Alban war tief erschüttert. «Sie müssen mir zürnen,» sprach er zu Assy, «daß ich unedel genug war, zurückzukehren. Aber Sie nannten es ein Verbrechen; ein Verbrechen ist's nicht. Können wir für die Pulsschläge unserer Natur? Können wir am Ende dafür, wenn wir sie eine Stunde zu spät verstehen lernen, oder ein Jahr, oder ein ganzes Menschenleben?»

«Aber immer zu spät,» entgegnete Assy sehr bedeutend, das Auge auf ihr Kind geheftet.

«Nein, nicht zu spät!» sagte St. Alban feurig. «Wie zu spät, wenn wir sie nur klar auslegen und ihnen ihr unmittelbares Recht über uns einräumen. Soll ich Sie daran erinnern, gleich im ersten Augenblicke, wie Sie einst alle Verhältnisse beurtheilten, mit denen das bürgerliche Leben in das natürliche einschneidet? Soll ich Ihnen das Bild Ihrer großen Meisterin vor die Seele rufen und Sie an das mahnen, was George Sand gethan?»

Assy lachte bitter. «Ihr seid Selbstsüchtige,» antwortete sie langgedehnt, «ihr Alle, die ihr Männer seid. Der Eine wirft seinem Verlangen ein kühles Gewand um, daß es aussieht wie Pflichtgefühl, und bringt scheinbar seinen Verhältnissen ein Opfer, wenn er eben nur einem persönlichen Bedürfniß nachgeht. Und Sie, Jules? Sie sprachen vor einem Jahre mit Achselzucken von mir und von ihr, die Sie jetzt als Autorität anführen wollen. Damals galten wir Ihnen nur als überspannte Schwärmerinnen. Geht, ihr wißt sammt und sonders nicht, was Liebe heißt!»

St. Alban stand einen Augenblick getroffen von diesem Vorwurf; aber er ermannte sich schnell und stürmte mit neuen Beschwörungen auf die Hartbedrängte ein. Assy's künstlicher Frieden zerrann, wie das Eis vor dem Blicke der Frühlingssonne zerrinnt. Ihr Herz trieb wieder mitten auf empörter Fluth, das Spiel einer Leidenschaft, die sie mit Mühe zurückgedämmt hatte. «Was wollen Sie von mir?» fragte sie endlich mit heftigster Aufregung. «Unglücklicher! warum brechen Sie auf's Neue auf mich herein, da ich mich kaum vor Ihnen gerettet? Was suchen Sie, was wollen Sie?»

«Dich!» rief St. Alban aus, sie mit Gewalt an sich ziehend; aber Assy stieß ihn zurück und riß sich gewaltsam von ihm los. «Du willst nicht, Du kannst nicht mein sein?» fragte St. Alban hierauf, die schmeichelndsten Klagelaute der Liebe in seiner Stimme verschmelzend. Assy schüttelte verneinend das Haupt. «Nun, so bleibe sein,» sprach er mit zerreißendem Schmerze, «bleibe dem, an welchen das Gesetz und das Wort Dich bindet, nicht freie Wahl, noch Natur und Liebe. Weib, ich habe Dich unendlich geliebt — aber ich gebe Dir

Dein hartes Wort zurück: Du weißt nicht, was Liebe ist!» Mit diesen Worten brach er auf und stürzte durch den Garten. Assy blieb allein in der Hütte zurück. —

Nicht lange darauf kam Winter von der Hofkanzlei nach Hause und suchte seine Gattin, da er sie in ihren Zimmern nicht fand, in dem Garten, wo sie die Morgenstunden oft zuzubringen pflegte. Er fand Assy knieend neben der Wiege ihres Sohnes und zog sie zärtlichst an seine Brust. Ihr Gesicht brannte in fiebrischer Gluth und von den heißesten Thränen, aber duldsam lag sie in der Umarmung des Gatten, an derselben Stelle, wo keine Stunde zuvor der Geliebte unerhört ihre wankenden Kniee umschlungen hatte.

Siebentes Kapitel.

Das Räthsel.

Mit St. Alban stand der Frühling im Bunde, der in immer glühenderen Farben in die Seele Assy's hineinstrahlte. Ihr kam die Erinnerung an die Tage ihrer Liebe zurück, da es draußen winterlich kalt und weiß gewesen war und drinnen ein junges, gewaltiges Leben grüne Blätter trieb. Ihr Gatte hatte sie auf den Händen getragen, aber sie ihn niemals im Herzen, und als St. Alban mit rücksichtsloser Leidenschaft seine Bewerbungen um das bedrängte Weib fortsetzte, vermochte sie mit allem Pflichtgefühl, das sie ihm besonnen entgegensetzte, auf die Dauer doch seinem Bilde nicht zu widerstehen. Sie fühlte sich unfähig, ihren Gemahl zu täuschen; aber ihre starke Seele spann Tag und Nacht an dem Gedanken, Winter Alles zu offenbaren, sich gesetzlich von ihm zu scheiden und sein zu werden, — dessen, den sie unaussprechlich liebte und der täglich zu ihren Füßen lag, von dem Weh seiner Leidenschaft zu Boden gedrückt. Oft unterstützte sie in diesem Gedanken eine Ahnung, die ihr zuflüsterte, daß Winter selbst um St. Albans Liebe wissen müsse. Und dennoch duldete er, daß derselbe in seinem Hause aus- und einging; er ließ ihn allein mit seiner Gattin und — war es nun Arg-

losigkeit oder, wie sie lieber geglaubt hätte, Gleichgültigkeit gegen sie? — in seinem Wesen war durch St. Albans Rückkehr auch nicht die lindeste Veränderung vorgegangen. Er liebt dich nicht, sagte sie zu sich selbst, er hat dich nie geliebt! Wie könnte er zusehen, daß ein Anderer —

Arme Assy! Glaubtest Du, von der rechten Liebe könne Eifersucht und Selbstsucht niemals getrennt sein? Oder suchtest Du nur nach einer Rechtfertigung bei Dir selbst in dem Zweifel an dem, der Dein Gemahl war?

Aber wer ist, der auf Assy den ersten Stein werfen will? Wer, wenn er jemals geliebt hat?

Es war eines Juni-Abends, an dem Sommer und Frühjahr einander wollüstig in den Armen lagen, als St. Alban berauscht aus dem Garten fortstürzte. Er hatte mit Assy abermals in der Hütte gesessen, die in dem Duft der blühenden Rebe und in leisem Abendgolde schwamm. St. Alban kannte das Gewicht einer solchen Stunde wohl und wußte sie zu nützen. Assy fiel bebend an seine Brust, als die letzten Sonnenstrahlen durch das Weinlaub brachen, und die Liebe feierte einen Triumph — ach! den theuersten und schwersten, den sie feiern kann — über das Gesetz.

Assy blieb mitten in ihren Entzückungen eingedenk, daß sie noch eines Andern sei. Sie entriß sich den Küssen und Umschlingungen ihres Freundes und sprach ernst zu ihm: «Ich bin Dein, Julius! ganz Dein; aber nicht eher, als bis alte Bande rechtmäßig gebrochen sind. Du denkst nicht so niedrig von Deiner Liebe —»

Sie verstummte. St. Alban fiel zu ihren Füßen. «Gieb mir,» so flehete er, «ein Gedächtniß an diese Stunde, ein Pfand, bei dem ich Dich erinnern kann an

Deine Worte, wenn die schwache Seele Dir wiederum wanken und erzittern sollte.»

Assy zog ein Medaillon, das sie an einer schwarzseidenen Schnur beständig am Herzen getragen hatte, hervor. «Nimm!» sprach sie und reichte es dem Geliebten. Es war eine goldene Kapsel, die ein zerbrochenes Bild einschloß. «Siehst Du,» fuhr sie fort, «dieß Bildniß hat nur eine Hälfte; die andere ist zerbrochen, ich weiß nicht wann? und nicht von wem? Dieses halbe Bild, vielleicht das meiner Mutter, trug ich am Halse, als ich, ein fremdes und verstoßenes Kind, an den Thoren dieser Stadt weinte. Nimm es, Du Geliebtester! das letzte Andenken an das, was ich gewesen. Ach! mir ist, als sei ich auch Dein nur halb, mit einer zerbrochenen Seite, und so mag dieß Bild wohl eine passende Erinnerung an diese Stunde sein.»

Assy war tief erschüttert; aber St. Alban wußte sie mit dem Gedanken an eine glückliche Zukunft zu trösten und rechtfertigte ihren Bund, den die Sitte der Welt verdammen möge, mit der Nothwendigkeit der Natur, mit der Allmacht der Liebe, gegen die kein Gesetz und über der keine Berufung mehr. Er schied wie ein Trunkener von der Geliebten. Die Sterne leuchteten seinem späten Wege, eine laue Nachtluft flog weich und düftereich um seine brennende Stirn, die ganze Erde und der ganze Himmel schienen mit ihm in der Wonne der Vermählung zu schwelgen.

Erst um Mitternacht kam er von der ziellosen Wanderung in seine Wohnung zurück. Er zündete sich Licht an und wollte eben, erschöpft von dem Weh und dem Wohl dieses schweren Tages, die Ruhe suchen, als ihm auf seinem Tische ein Paket in die Augen fiel. Er be-

trachtete dasselbe. Fremde Handschrift, schwarzes Siegel, eine Menge verwischter Postzeichen, als sei ihm der Brief von Ort zu Ort nachgeschlichen und habe ihn hier, heute gerade erreicht. Ihn durchzuckte es wie eine unheimliche Ahnung, und mit zitternden Fingern riß er die Faden und Siegel auf.

Aus der Hülle einzelner Blätter und Briefe fiel zuerst ein Medaillon, das ihm bekannt schien. Er öffnet. Ein Bild, in der Mitte durchgebrochen, blickt ihn aus der goldenen Kapsel an. «Spuk der Hölle!» ruft er aus, «was ist das?» Seine Hand fährt in die Brusttasche und sucht das Medaillon hervor, das ihm Assy vor wenig Stunden gegeben. Die beiden Kapseln sind einander bis auf die geringste Kleinigkeit ähnlich.

St. Albans Sinne drohten zu schwinden, das Zimmer drehte sich mit ihm. Er riß die beiden Bilderhälften hastig aus den losen Kapseln und hielt sie zusammen; sie paßten haarscharf in einander und das verblichene Bild einer Frau schaute ihn daraus wie eine Leiche mit offenen Augen an. Er stürzte vernichtet zusammen, obgleich er erst ferne ahnte, daß irgend ein schreckliches Schicksal hinter diesen beiden Bilderhälften lauere, ein Schicksal, welches ihn und Assy magisch verkettet oder magisch getrennt habe.

Und woher kamen Paket, Medaillon, Briefe? Erst nach geraumer Zeit, worin er das zerbrochene Bild mit stieren Augen durchbohrte, vermochte er sich mit dem Inhalte der übrigen Papiere bekannt zu machen.

Sie kamen aus der Schweiz, von St. Albans Geburtsort, waren von Paris nach Petersburg, von da in die deutsche Residenz ihm nachgesandt worden und enthielten zunächst von den Gerichten seiner Vaterstadt

die amtliche Eröffnung, daß sein Vater, der Gastwirth, verstorben sei und in seinen letzten Augenblicken dringend verordnet habe, daß dem Sohne die unter Siegel beigeschlossenen Papiere, wichtige Familienangelegenheiten betreffend, sammt dem anliegenden Medaillon, schleunigst zugesandt werden sollten. Außerdem sei bei dem Gerichte der letzte Wille des verstorbenen Gastwirths Pierre St. Alban in bester Form niedergelegt, und werde dessen Sohn, Jules St. Alban, aufgefordert, sich zur Eröffnung des väterlichen Testamentes, so wie zum Antritt der etwaigen Erbschaft, alsbald persönlich oder durch einen rechtskräftigen Stellvertreter zu sistiren. Alles unter Beidrückung des Gerichtssiegels und mit eigenhändiger Unterschrift der betreffenden Richter und Notare.

St. Alban warf die Stempelbogen hastig bei Seite und griff nach einem Blatte, von dem die lang vergessenen und dennoch wohlbekannten Schriftzüge seines Vaters ihm entgegenkamen.

Er las.

— «Mein Sohn! Zum letzten Male nenne ich Dich so; denn wenn Du diese Worte erhältst, habe ich schon lange aufgehört, Dein Vater zu sein. Ich war es aber in Wahrheit niemals. Empfange in den beiliegenden Papieren die Geschichte Deiner wirklichen Aeltern und nimm von mir als Zugabe nur die kurze Erzählung, wie Du in meine Hände gekommen.»

«Eines Wintermorgens — es mögen heuer fast ein zwanzig Jahre sein — kam eine glänzende Equipage vor mein Haus gefahren. Neugierig trat ich heraus, um zu sehen, wer in dieser unwirthlichen Jahrszeit noch unser kleines Oertchen besuchen möchte. Dein Vater und

Du stiegt aus dem Wagen, jener ein großer, strenger Mann, dem man mit einem ordentlichen Gastwirths-Blicke schon auf zwanzig Schritte den Engländer ansehen konnte. Er forderte Logis von mir und blieb wohl ein acht bis vierzehn Tage, ohne daß ich viel von Euch hörte oder sah. Der kleine James machte meiner Frau, die dazumalen noch lebte, viel Freude und viel Sorge; Freude, weil Du ein netter, artiger Junge warst, und Sorge, weil sie, die selbst nicht Mutter war, Dein Geschick beklagte, daß Du so ganz allein mit dem harten, stummen Manne in der Welt herumtreiben müßtest.»

«Nun, das dauerte aber nicht lange. Wir wachten einmal wieder auf und wunderten uns, daß der Wagen des Engländers nicht mehr in unserm Schoppen stand. Als ich selber argwöhnisch hinaufging, um zu sehen, ob das Vögelchen etwa mit meiner Zeche fortgeflogen sei, fand ich Dich in Deinem Bette ruhig schlafen. Das von Mylord aber war leer. Ich rieb mir die Augen und suchte im ganzen Hause herum; da war aber kein Mylord mehr, kein Wagen mehr, kein Kutscher mehr. Wie Du aufwachtest, ging der Lärmen und die Verwirrung von Neuem los; meine Frau weinte und schloß Dich in ihre Arme, ich fluchte und wollte nach dem Ortsrichter schicken.»

«Kommt mit einem Male die Hausmagd und bringt ein großes Paket mit der Aufschrift an mich, das sie beim Bettmachen unter Deinem Kopfkissen gefunden hat. In dem Paket war ein Billet von Mylord für mich, daß er durch Umstände gezwungen sei, Dich zu verstoßen. Warum? dürfe er nicht sagen, und wenn auch, würde ich's nicht verstehen. Er habe mich als einen schlichten und rechtlichen Mann kennen gelernt, und es

gebe ihm einige Beruhigung, daß er in meinen und meiner Anna Händen Dich zurücklassen könne. Ich möchte ihm in Gedanken schwören, Dir bis zu meinem Tode nichts von Deiner Geburt zu sagen, wofür er mir alle väterliche Gewalt über Dich rechtskräftig abtreten wolle. Vor meinem dereinstigen Hintritt sollten Dir die beigeschlossenen Papiere, die seine Geschichte enthielten, und außerdem das Medaillon mit dem halben Bilde überantwortet werden, welches letztere Dir dazu dienen würde, Deine Schwester aufzufinden, die anderwärts untergebracht wäre.»

«Der Unmensch!» sagte meine Frau und schloß Dich mit neuen Thränen an das Herz. Ich verstand sie gar wohl und kratzte mich hinter den Ohren. Lieber Gott! reich war ich nicht, aber der Himmel hatte mir Kinder versagt, und ich konnte bei aller Dürftigkeit nicht begreifen, wie ein so vornehmer Herr —»

«Genug, Du warst damals vielleicht vier, fünf Jahre alt, ein stiller, demüthiger Junge und meiner Seligen schon recht ans Herz gewachsen. Ich beschloß, von der ganzen, ärgerlichen Geschichte zu schweigen, deren Bekanntmachung, so meinte meine Frau, Dir nur verderblich werden könnte. Wir gelobten uns, Dich als unser eigenes Kind zu halten. Dein englischer «James» ward in einen «Jules» umgetauft, und wenn Du auch in der ersten Zeit nicht daran wolltest, Dich an den fremden Vater, den fremden Namen, die ganze fremde Welt zu gewöhnen, so dauerte es doch, bei Deinem ruhigen und fast gleichgültigen Sinne, nicht lange, bis Du die Geschichte Deiner Aussetzung vergessen hattest. Du warst und bliebst der Sohn des Gastwirths St. Alban, und den neugierigen Nachbarinnen war

blauer Dunst vorgemacht, um den plötzlichen und grossen Leibeserben natürlich zu erklären.»

«So wuchsest Du denn heran. Meine Frau starb, als Du zehn Jahre alt warst. In Deinem vierzehnten begab sich, was Du weißt. Ich entließ Dich, damit Du Dich in der Welt selbst umsehen möchtest. Nicht daß mich Ueberdruß an Dir oder Geiz dazu vermocht hätten, sondern ich machte mir nur Gewissensbisse darüber, daß Du so ganz in meiner kleinen Wirthschaft verschimmeln solltest, was Dir bei Deiner Wiege doch nicht gesungen worden.»

«Deßhalb hielt ich's für's Beste, Dich hinaus zu schicken, damit Du, die vaterlose und heimathlose Waise, durch Dich selbst zu etwas Rechtem kommen könntest, und der Erfolg hat meine Erwartungen nicht getäuscht.»

«Dieses Alles schreibe ich Dir jetzt, damit, wenn der Tod einstens, vielleicht unversehens mit mir ein Ende macht, Du doch diese wichtigen Nachrichten richtig überkommen möchtest. Zugleich schließe ich die Papiere, welche angeblich die Geschichte Deiner Aeltern enthalten sollen, und die bis jetzt unberührt in meinem Pulte gelegen haben, gewissenhaft bei, wie auch das Medaillon, an dessen anderer Hälfte Du Deine Schwester erkennen sollst. Es wird jedoch seine Bedenklichkeiten haben, aus sämmtlichen Weibern in Europa gerade die Eine herauszufinden, welche die andere Halbscheid am Halse trägt; allein man weiß ja nicht, wie das Schicksal die Menschen wunderlich zusammenführt, und ich habe wenigstens nichts unterlassen wollen, um mein Gewissen vor meinem seligen Ende von diesem alten Geheimniß zu befreien. — Wer weiß freilich, ob ich nicht besser gethan hätte, es mit hinunter zu nehmen, da ich

überzeugt bin, daß es Dir ohne dasselbe gut gehet, aber nicht voraussehen kann, wie Du mit demselben schlafen und wachen wirst?»

«Indessen, wie Gott will! Ihm empfehle ich Dich und mich. Lebe wohl und erhalte mir in Deinem Herzen ein kindliches Angedenken.»

«Geschrieben von Pierre St. Alban.

Aber erst abzusenden nach dessen Tode an Jules St. Alban zu Paris.»

Achtes Kapitel.

Die Lösung und ein altes Intermezzo.

St. Alban hatte nicht zu Ende lesen können. Aus den starken und unbeholfenen Schriftzügen des Gastwirths, der nun nicht mehr sein Vater war, stiegen giftige Nebel auf, die seine Sinne umstrickten. Nur das eine Wort, das Wort

Schwester

bohrte sich wie ein glühendes Eisen in sein Gehirn. Er sank vernichtet zusammen und eine wohlthätige Betäubung verhüllte ihn in ihre bewußtlosen Schatten.

Als er erwachte, war das Licht tief herunter gebrannt. Sein Zimmer lag in öder Dunkelheit und nur die Papiere und das Bild, wovon ihm der böse Traum gekommen war, lagen wirr, aber dennoch hell, deutlich, körperlich auf dem Tische umher.

Seltsames Zwillings-Geschick, das die Geschwister auch im Kleinen und Aeußerlichen zusammenzog! Heute so bei Jules, wie einst, am Vorabend ihres Abschiedes, bei Assy!

Welches Wort stiege aber hinab in jene licht- und lautlosen Finsternisse, die jetzt über dem Herzen des Mannes brüteten? Nur ein klarer Punkt durchleuchtete

diese Finsternisse; dieser klare Punkt war das Wort «Schwester» — Assy seine Schwester! Von dieser Helligkeit aus gingen einzelne Strahlen, die sein ganzes Verhältniß zu dem Weibe ihm jetzt natürlich und nothwendig darlegten.

Assy war seine Schwester. Und hatte sie sein Herz nicht gleich in der ersten Stunde der Begegnung als solche begrüßt, frei von den flammenden Pulsschlägen der Leidenschaft, nur mit einem ruhigen, stillen, tiefen Wohlwollen? Die Natur hatte gesprochen. Erst als Fremdes und Gezwungenes zwischen die durch die engsten Blutbande Vereinigten trat, erst dann verstanden beide die heilige, unabweisliche Stimme nicht mehr. Sie ward ihm mehr als Schwester, seit er sie in den Armen eines Anderen denken mußte, und von diesem Tage an zogen sich böse, leidenschaftliche Schatten in das geschwisterliche Bündniß, in dem zuerst die Seelen sich vereinigen wollten. Und wie ein rächender Blitzstrahl des Himmels kam gerade an dem Tage die fürchterliche Klarheit, wo sich das Gewitter in beiden zum Ausbruche entladen hatte. Noch einige Wochen, oder einige Monde später, und Assy, seine Schwester, war sein Weib! —

Was gilt aber eine Woche, ein Jahr dem Schicksal, wenn es mit Menschenherzen spielt?

St. Alban verlor sich in das Labyrinth dieser Gedanken. Mit der Emsigkeit und allem Scharfsinn des Schmerzes, der gern in seinen Eingeweiden wühlt, lebte er in jener Nacht die ganze Frühlingszeit seiner Liebe mit Assy noch einmal durch. Jetzt ward ihm jeder Zug und jeder Augenblick aus ihrer gemeinsamen Geschichte klar als ein versteckter Ton aus jener noth-

wendigen und innigen Harmonie der Seelen, wozu die Natur bei der Geburt beide gestimmt hatte. Nur das eine Wort war verkehrt und wurde ihnen zum Fluche, daß auch die Körper, die natürlich eben so streng geschiedenen, in unschuldiger und schuldvoller Verblendung zu einer sinnlichen Einigung gestrebt hatten. Darin verschlang sich der Knoten ihres Lebens, dessen weitere Fäden St. Alban nicht einmal in seinen dämmernden Grübeleien zu verfolgen wagte. Wie es nun werden würde? Ob er fliehen müsse? Ob fliehen, ohne Assy Licht zurückzulassen? Ob bleiben und mit ihr sterben? Und wie es ohne diesen zufälligen Brief sich gestaltet hätte? — — —

Er verlor sich in dumpfer Erstarrung. Nicht die Zukunft kümmerte ihn, und nicht die Gegenwart, er hetzte seine Besinnung nur in allen Winkeln des Vergangenen umher und suchte aus ihren Trümmern in wehmuthsvollem Spiele das Bild seiner Schwester-Geliebten zusammenzusetzen mit dem seinigen, wie aus den beiden Bilderhälften des Medaillons das bleiche Gesicht ihrer unbekannten Mutter sich ineinander gefügt hatte.

Selbst dieser Mutter Geschichte lag ihm wie etwas Fremdes und Fernes weit von der Seele, und mit gleichgültigen Händen löste er das Siegel der Briefe, welche ihn mit seinen Aeltern bekannt machen sollten. Mechanisch durchlas er dieselben; seine Aeltern waren ja nicht seine Aeltern, ihre Geschichte war ja nicht die seinige, nur das Eine fühlte er mit jedem der stockenden Herzschläge, die ihm das Blut in schäumenden Wellen durch die Adern jagten, nur das Eine: «Assy ist meine Schwester.»

«Die Ehe von Lord und Lady Macclesfield gehörte zu denen, von welchen es die ganze Welt als bekannt annahm, daß sie unglücklich sei. Mylord war ein angehender Funfziger, als er Mylady, damals ein sechszehnjähriges Mädchen, heimführte. Mylord war ein finsterer, abgeschlossener, der Stadt und ihren Freuden entfremdeter Mann, Mylady ein Kind, das kein höheres Vergnügen kannte, als Putz und Tanz. Wenn Mylord auf seine Güter wollte, um zu jagen, weinte Mylady und blieb in London, um Ballkönigin zu werden. Wenn Mylord böser Laune war, lachte Mylady und ließ ihn allein daheim sitzen. Kam Mylord, um sie in ihren Gemächern aufzusuchen, so wies ihn das Kammermädchen an der Thüre ab, weil Mylady schlafe oder Migräne habe, oder auch wohl Besuch.»

«Und warum überhaupt diese Ehe, in der Nordpol und Südpol sich begegnet schienen? — Der Klang, der doppelte, von vielem Gold einer Seits und von einem alten Namen andrer Seits, machte die Axe, welche beide verband.»

«Ihre Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, die von Mylady seit dem Augenblicke ihrer Geburt der Amme und den Dienstboten überantwortet wurden. James hieß der Knabe, Assy hieß das Mädchen, jener um ein Jahr älter als dieses, beide hübsche und liebe Kinder, welche Mylady den Morgen nach einem Balle zuweilen kommen ließ, um mit ihnen zu spielen, und die selbst der Vater zuweilen in der Kinderstube aufsuchte, um sie mit finsteren, argwöhnischen Blicken zu erschrekken. Die Kindlein dachten, das müßte wohl so sein, und wuchsen auf, ohne zu wissen, was älterliche Liebe wäre.»

«Da ereignete es sich, daß Mylady nach einer besonders glänzenden Saison in London von einem Blutsturz heimgesucht wurde, der ihrem tanzenden Leben ein Ende machte, als es kaum über die zwanzig Jahre hinausgegangen war. Lady Macclesfield war aber eine besonders fromme und rechtgläubige Christin. Als sie daher nach dem ersten, heftigen Anfall des Uebels in todtenähnlicher Ermattung dalag, ihrer Sinne noch mächtig genug, um über dem Blick in die schwarze Zukunft und die rosenrothe Vergangenheit die gegenwärtige Stunde zu vergessen, verlangte sie dringend nach ihrem Gatten. Mylord, der Mylady seit ihrer Erkrankung noch nicht gesehen, erschien und fragte, wenn schon erschüttert genug, als er sein junges, blühendes Weib bleich und abgezehrt daliegen sah, doch ganz ruhig: «Was wollt Ihr von mir?»

«Mylady winkte mit der mageren Hand und Mylord setzte sich auf einen Stuhl zu ihrem Haupte. Dicht zu seinem Ohre gebeugt, erzählte ihm die Sterbende mit halblauter Stimme, zerknirscht von der bittersten Reue, daß sie nicht von ihm scheiden könne, ohne ihr Herz gegen ihn erleichtert zu haben. Als er sie darauf mit grossen Augen fragend angesehen, beichtete sie ihm weiter, von häufigem Husten unterbrochen, mit fliegendem Athem und brennenden Wangen: daß er zwar ihr Gatte sei, daß aber ihre Kinder nicht die seinigen. «Es ist genug!» sagte Mylord eiskalt, schob seinen Stuhl wieder zurück und ging hinaus. Mylady streckte die Arme, jammernd um Vergebung, hinter ihm her und schwebte noch eine ganze Stunde auf der schwanken Brücke zwischen Leben und Sterben. Dann riß der letzte Faden und Mylord Macclesfield war Wittwer.»

«Nach dem höchst feierlichen Begräbniß seiner Gattin, dem Mylord ganz in Trauer und mit schmerzlich zusammengekniffenen Lippen gefolgt war, bestieg derselbe mit seinen Kindern den Reisewagen. Er wollte, so hatte er theilnehmenden Freunden gesagt, die zarten Pfänder seines ehelichen Glückes nicht der Gefahr aussetzen, ihrer Mutter nachzufolgen, und führte sie deßhalb in ein milderes Klima, gen Nizza, in Oberitalien.»

«Und wirklich brachte der «Vater» seine Assy an das Thor einer deutschen Residenz und setzte sie mitten im Schnee ab, das kaum vierjährige, in süßem Schlafe befangene Kind. Und wirklich brachte der «Vater» seinen James in das Wirthshaus einer Landstadt in der französischen Schweiz, als er fünf Jahre zählte. Aber vorher zerschnitt er das Bild seines verstorbenen Weibes, das ihm die Aeltern derselben geschickt, ehe er das Mädchen so recht gesehen hatte, in zwei gleiche Theile, und jedem Kinde band er eine Halbscheid, in goldener Kapsel ruhend, an einem schwarzseidenen Bande um den Hals; Band, Kapsel, Hälfte, alles vollkommen gleich.» —

So hatte Lord Macclesfield selbst in kurzen, herben Worten seine Geschichte auf den Blättern niedergelegt, welche James in der Nacht, da sein Räthsel gelöst ward, stumpfsinnig überlas. Am Ende fand sich, datirt aus dem Wirthshause in der Schweiz, folgende Nachschrift:

An James und Assy.

«Ihr werdet Euren Aeltern fluchen, wenn Ihr diese Zeilen überlesen habt; vorausgesetzt, daß sie je in Eure Hände oder doch in die eines Einzelnen von Euch ge-

langen. Verflucht, wenn Ihr müßt, Eure Mutter; verflucht, wenn Ihr könnt, Euren Vater, den Euer Fluch niemals erreichen wird, — nur mir fluchet nicht. Ich bin ein harter, ein strenger Mann und kenne nur eine Leidenschaft, einen Schatz, die Ehre. Um diese hab' ich Alles gethan und Alles getragen, selbst das Joch, das durch die Verbindung mit Eurer Mutter auf meine freien Schultern fiel. Verlangt nicht, daß ich diese Euch opfern soll, die Ihr meinem Herzen so fern stehet, wie sie, die Euch geboren. Ich setze Euch hinaus in die Welt, nackt und arm, ohne Namen, ohne Aeltern, ohne Heimath, wie es Kindern Eurer Geburt ziemt. Nur Eines gebe ich Euch mit, — wahrlich kein gutes Amulet! — das zerbrochene Bild derjenigen, die uns drei unsäglich elend gemacht hat. Es ist geschworen, daß der Herr die Sünde der Väter heimsuchen wird bis ins dritte Glied, aber von der Sünde der Mutter steht nichts geschrieben. Geht und versucht, ob diese auf Euer schuldloses Haupt zurückfallen wird, oder ob der Himmel versöhnt ist durch das Elend eines Mannes, der von nun an, gleich Euch, namenlos und heimathlos über die Erde irren wird. Wir sind auf ewig geschieden.»

Lord Macclesfield.

Der Morgen begann zu grauen, als St. Alban mit seinen Briefschaften fertig war. Unter seinem Fenster, das in die weite, dämmernde Gegend hinaussah, schlugen die frühesten Nachtigallen. Ein Tag der Freude, ein Fest des Frühlings und der Liebe schien von dem tiefblauen Himmel auf die ahnende Erde herab zu sinken; und er und St. Alban —

Er schloß langsam die Fensterflügel, wodurch eine frische, erweckende Morgenluft einströmte. Die Papiere und die beiden Medaillons siegelte er hierauf sorgfältig ein, steckte sie zu sich und ging hinaus. Sobald es thunlich war, übergab er Alles dem Diener des Geheimen Hofraths mit dem Befehl, es der Frau Hofräthin bei ihrem Erwachen pünktlich einzuhändigen. Es war kein fester und klarer Entschluß, wonach er handelte; er that so, ohne zu wissen warum? und ohne sich damit zu beschäftigen, wie anders?

Von Winters Thüre eilte er, als habe er sich einer schweren Bürde entledigt, ins Freie. Die Sonne war schon aufgegangen, als er von einer kleinen Anhöhe unweit der Stadt das Dach von Assy's Hause und — wie ein grünes Eiland unter dem Meere von Häusern — auch ihren Garten hinter demselben gewahrte.

«Dort schläft sie,» sprach er zu sich selbst, «und unter ihren Füßen liegt schon, ohne daß sie es ahnt, die Mordfackel, die ihr Leben einäschern soll. Ehe sie wieder schlafen geht, sind die Flammen hoch über ihrem Haupte zusammengeschlagen. Und ich war es, ich, der den Brand in ihren Frieden schleuderte!»

Er warf sich verzweifelnd auf den feuchten Rasen nieder und ein Strom von Thränen brach unaufhaltsam aus den heißen, verwachten Augen.

Neuntes Kapitel.

Der Mantel der Liebe.

Drei Tage und drei Nächte hatte Julius, gerade wie er war, außerhalb der Stadt zugebracht. Seine Augenlieder berührte kein Schlaf, über die brennenden Lippen ging keine Sylbe; er irrte planlos in den Umgebungen der Residenz umher, und wenn er einmal einen Blick auf ihre Mauern richtete, zitterte er wie vor einem Kerker, dem er vergeblich zu entrinnen suchte und in welchen ihn eine geheime Macht zurückjagte, und eilte, sich tiefer in Wald und Feld zu verbergen.

Am vierten Abend seit dem Briefe, als er in einer Bauernhütte von dem ersten, fieberhaften Schlummer aufwachte, schritt er mit einem heftigen Entschlusse und in gewaltsamer Standhaftigkeit gerade auf die Stadt zu. Er mochte ein paar Meilen von derselben entfernt sein, und langte erst mit einbrechender Nacht an demselben Thore an, wodurch er einst im Postwagen an Assy's Fenster vorübergefahren war.

Seine Schritte suchten mit zögernder Hast das Haus des Hofraths. Es war dunkel auf der ganzen Front, und St. Alban stand eine lange Minute mit der Angst eines Verbrechers an der vielbekannten Pforte. Endlich zog er die Schelle. Keine Antwort. Er drückt selbst auf

die Klinke, die Thüre ist unverschlossen, er schleicht hinein, tastet sich auf gewohnten Wegen durch die finstere Hausflur, huscht mit gespensterhafter Eile die Treppen hinauf, steht vor einer Thür, wodurch halber Lichtschimmer und unterdrückte Stimmen ihm entgegenkommen.

St. Alban kannte das Zimmer nicht, wozu die Thüre führte. Es mußte nach dem Garten hinaus liegen, da er von unten kein Licht bemerkt hatte. Geräuschlos öffnete er und fand sich in einem kleinen, halbdunklen Gemach, unbemerkt von mehreren Personen, welche darin waren und, den Rücken dem Eingange zugewandt, in leisem Gespräche um ein Sofa im Hintergrunde des Zimmers beschäftigt schienen. Die ganze Scene machte auf den Eingetretenen jenen bangen und unheimlichen Eindruck, mit dem eine Krankenstube selbst den Fremden zu empfangen pflegt. Ohne sich zu regen, athemlos, blieb er eine lange Minute an der Schwelle stehen.

«Es ist vorüber,» hörte er bald darauf einen der Männer sagen, wonach ein Anderer sich wie erschöpft umwandte und hinauswanken wollte. Dieser Andere war Winter. An der Thür trafen beide auf einander, St. Alban und er. «Guten Abend!» sagte jener tonlos, und dieser ergriff, ohne ein Wort zu erwidern, seine Hand und führte ihn zu dem Krankenlager.

St. Alban gewahrte nichts, als einen bunten schottischen Mantel, der über das Sofa ausgebreitet war. Es mochte ein menschlicher Körper damit zugedeckt sein. Er erkannte den Mantel gleich und wußte auch, wen er verhüllte. Es war derselbe, den Assy auf ihrer Reise mit ihm getragen hatte, und als er schärfer hinblickte, sah er, wie ein nackter kleiner Fuß am untersten Ende herausragte, weiß wie Marmor und starr wie dieser.

Eine Ader schien daran geöffnet; aber der rothe Quell des Lebens mußte versiegen gegangen sein, und man sah nur die bleiche Wunde.

St. Alban stierte mit den Augen eines Todten in dem Kreise umher. Er begegnete feuchten Blicken und blassen Gesichtern. Selbst der Arzt hatte eine Thräne für die, welche unter dem Mantel schlief. Winter und er waren die Einzigen, die nicht weinten.

«Sie ist todt!?» sagte endlich St. Alban, und jener nickte. «Und wie, und wann?» — «Heute Abend um die sechste Stunde.» — Da schrie er laut auf und wollte über die Leiche der Schwester-Geliebten sich hinwerfen, ihre Züge noch einmal sehen, ihren Mund zum letzten Male küssen.

Aber der Arzt fiel ihm in den Arm, als er die Hand nach dem Mantel ausgestreckt, um den Vorhang von dem Madonnen-Bilde wegzuziehen.

«Lassen wir sie!» sprach er ernst und bedeutend. «Heben Sie den Schleier nicht auf von dem, was hierunter liegt. Wir haben den Mantel der Liebe über ihr Leben und Sterben gebreitet. Wehe, wer ihn wegziehen könnte!»

Rosenkranz für Liebende.

I.

Ich mag mein kleines Liederbuch nicht spicken
Mit rarem Reim, gedrechselten Figuren;
Sie mahnen mich, wie fremde Unnaturen,
Die störend durch mein eigen Wesen blicken.
Erlaßt ihm drum das Künsteln und das Flicken,
Das Geh'n und Dreh'n in neu-pikanten Spuren,
Nehmt's wie ein harmlos Frühlingskind der Fluren,
Für das sich keine Flitterbänder schicken.
Auch mögt ihr mich nach eigenem Belieben
Bald zu gebunden schelten, bald zu lose,
Ich treib' es doch so, wie ich's stets getrieben,
Beglückt, wenn sie, die jedes Blättchen spiegelt,
Sie meiner Dichtung, meines Herzens Rose,
Mit ihrem Beifall freundlich es besiegelt.

II.

Gereimte Worte will ich nicht verschwenden,
Um Deiner Augen Zauber zu verkünden;
Laß mich die Blicke liebend d'ran entzünden
Und sie geblendet wieder erdwärts wenden.
Die Strahlen, die mir jene Sterne spenden,
In denen Lust und Leid sich heiß verbünden,
Die spiegeln sich in tiefen Herzens-Gründen
Und glimmen fort und lodern aller Enden.
O dunkel-süße, selig-tiefe Augen,
Ihr meines Lebens wahre Zaubersonnen,
Daß ich an euren Strahlen ewig hinge!
O dunkel-süße, selig-tiefe Augen,
Ihr meines Lebens klare Zauberbronnen,
Daß ich in euren Strömen unterginge!

III.

Mein Rock ist nicht aus buntem Tuch geschnitten
Und schimmert nicht von Orden und Geschmeide,
Auch klirrt nicht zu den tanzgerechten Tritten
Melodisch Reitersporn und Säbelscheide.
Im Sonntagsklubb bin ich nicht wohl gelitten,
Weil ich den Thee und die Aesthetik meide,
Zum Boston darf man mich nun gar nicht bitten,
Weil ich so unverschämt am Spielglück leide.
Ich kann nicht künstlich meine Locken stutzen,
Kein Garn und keine Redensarten winden
Und mir die Nase nicht mit Grazie putzen —
Nun sag' mir doch, mein Liebchen! unumwunden,
Was magst Du an dem Lump zu lieben finden,
Daß Du Dich ihm so fest und treu verbunden?

IV.

O kümm're Dich doch nicht um alte Katzen,
Um weise, hoch- und wohlgeborne Tanten,
Laß sie vor Neid und scheeler Mißgunst platzen,
Die giftgeschwoll'nen Bäuche der Bekannten.
Wir fanden uns, wir haben uns verstanden,
Drum laß die Leutchen, wie sie wollen, schwatzen,
Mit uns'rem Glücke machen wir zu Schanden
Die hohlen, schiefgezog'nen Teufelsfratzen.
Siehst Du denn je die Eiche sich ereifern
Und ihre Wurzeln bang erschüttert beben,
Wenn ekle Würmer ihren Fuß begeifern?
So laß auch uns're Liebe, Du mein Leben!
In jener Theefluth fader Klatschereien
Stets fröhlicher und seliger gedeihen! —

V.

Ich denke lächelnd jener frühen Zeiten,
Wo sich mein Herz, der eignen Sehnsucht Spiel,
In selbsterschaff'nen Schmerzen noch gefiel
Und in geträumten Minne-Seligkeiten.
Da irrte scheu der Wunsch durch alle Weiten,
Es gab der Thränchen und der Reime viel,
Und Liebe blieb ein ewig fernes Ziel,
Verhüllt und doch verklärt in Dunkelheiten.
Doch wie erscheint dieselbe Liebe wieder,
Um, still gereift aus ihren Blüthenjahren,
Geweihten Herzen sich zu offenbaren?!
Da steigt sie selbst, die göttliche, hernieder
Und will verschämt in starken Mannesarmen
Zu bräutlich süßer Menschlichkeit erwarmen!

VI.

Wie lechzt' ich einst darnach, die weite Erde
In freiem Reisetaumel zu durchfliegen,
Auf stolzen Schwingen strebend mich zu wiegen,
Durch Nacht zum Licht, zum Ruhme durch Beschwerde!
Jetzt sehn' ich mich nach einem stillen Heerde,
Um, von der Welt getrennt und fromm verschwiegen,
Zu Füßen Dir, am Busen Dir zu liegen,
Daß mir zum Traum das ganze Leben werde.
Drum hab' ich auch von jenen lock'ren Weisen,
Die sonst den Sinn, den flatternden, geblendet,
Zu friedlicher Beschränkung mich gewendet;
Und stets gefangen in denselben Kreisen,
Ergeh' ich mich, wie zwischen Blumenketten,
In spielenden, gebundenen Sonetten.

VII.

Ich mag so gern durch eine Mondnacht gehen,
Wenn weiße Nebel um die Felder fliegen,
Die Häuser all' in leisem Schatten liegen,
Und frühen Traums die dunklen Wälder wehen;
Dann denk' ich mir, ich hätte sie gesehen,
Das Antlitz mit den edlen bleichen Zügen,
Um das die Haare schwarz und weich sich schmiegen,
In dem die treuen, braunen Augen stehen.
Ich mag so gern, in Lust und Leid beklommen,
Den sanftgetrag'nen Abendwinden lauschen,
Die durch die Wolken, durch die Wälder rauschen;
Dann denk' ich mir: ich hätte sie vernommen,
Es sei ihr Gruß, der mich so lind umspielte,
Ihr süßer Athem, der die Wange kühlte!

VIII.

Sie strömen aus den ausgestorb'nen Hallen,
Gleich eines Meeres laut bewegten Wogen —
Ich aber seh', gelehnt am Brückenbogen,
Die fremden Leute still vorüberwallen.
Und wenn sie dann, wie Spreu im Wind, verflogen,
Wenn fern und nah die Thüren zugefallen,
Dann kommt ihr Licht, das späteste von allen,
An ferner Ecke dämmernd aufgezogen.
Du Himmelsstern auf meinen dunklen Wegen,
Begrüßt von schmerzlich harrendem Verlangen,
Wie strebt Dir Herz und Fuß und Blick entgegen!
Und wenn Dein Strahl, Dein letzter, ausgegangen,
Wie starr und todt sinkt dann das Auge nieder,
Wie trostlos schleich' ich meine Straße wieder!

IX.

Wie kann ich nur dem Zauberstrom entrinnen,
Deß wilde Wogen glühend mich umschäumen,
So aus den leis bewegten Blüthenbäumen,
Wie von des Berges abendrothen Zinnen?
Ein rascher Wirbel, reißt es mich von hinnen,
Hinaus zu jenen blauen Himmelsräumen,
Und wie mit tausend bunten Kinderträumen
Bestrickt es mich in wollustvolles Sinnen.
O süßer Lenz, wer mag Dir widerstreben,
Wenn, von der Liebe Banden eng umwunden,
Das eig'ne Herz sich treulos Dir verbunden?
Schon hab' ich überwältigt mich ergeben,
Und strecke mich in schmachtendem Ermatten
In Deiner ersten Zweige zarten Schatten!

X.

Mein Lieb, mein Lieb! der Lenz ist angekommen
Mit seiner Düfte, seiner Blüthen Schnee;
Auf leichtem Wolkenkahn, ein junger Aar,
Kam er aus fernem Süden hergeschwommen.
Die Lerchen grüßten ihn, die frühen, frommen,
Die Knospen blickten frisch und thauig=klar
Und Alles strahlte, tönte wunderbar:
«Der Lenz, der junge Lenz ist angekommen!»
Nun laß mich flugs die Laute niederlegen,
Daß fesselfrei in spielendem Bewegen
Der West durch die verlass'nen Saiten wühlt;
Der mag Dir auf den wollustweichen Schwingen
Statt meiner die gewohnten Lieder bringen,
Bis sich des Sängers Frühlingsrausch verkühlt.

XI.

Da will ich Dir, vom langen Wege müde,
Zur guten Nacht noch ein Sonettchen geben:
Das soll, gleich Deiner Mutter Wiegenliede,
Dein liebes Haupt recht weich und warm umschweben.
Ein Engel Gottes, soll es die Aegide
Hoch über Deine Schlummerstätte heben
Und, ob uns auch die strenge Ferne schiede,
Mein Bild geschickt in Deinen Traum verweben.
Und wenn Du früh, nach süß verträumter Nacht,
Die schönen Augen glühend aufgeschlagen,
Dann mag es Dir in leisen Tönen sagen:
Dein Freund hat treu an Deinem Bett gewacht
Und eilt, um mit des Morgens ersten Grüßen
Den Schlaf von Deinen Lippen wegzuküssen.

XII.

Ich möcht' es Dir in einem Worte sagen,
Was mir die Brust in süßem Wehen schwellt,
Empor, empor zum ew'gen Sternenzelt
Möcht' ich Dich auf Gesanges-Flügeln tragen,
Wo keine Seufzer um Verlor'nes klagen,
Wo jede Schranke von der Seele fällt,
Daß über einer schmerzzerriss'nen Welt
Der Lethe Wellen stark zusammenschlagen.
Doch wenn das Lied, vergessend seine Schwächen,
Von Deinem Zauber wonnevoll durchbebt,
Sich kühnen Fluges hoch und höher hebt:
Dann fühl' ich plötzlich seine Schwingen brechen
Und Deines Sängers liebetrunk'nes Wähnen
Zerfließt in heißen, machtlos heißen Thränen!

XIII.

Ich hatte Dich, Du Heilige, Du Reine,
Du meines Lebens wonnevoller Segen!
Zu innigem, zu trunkenem Vereine
Will ich Dich fest in meine Arme legen;
Die Lippen fliegen zitternd sich entgegen,
Die Augen glüh'n in stummem Wechselscheine
Und laut ertönt's aus heißen Herzensschlägen:
Du ewig mein, ich ewiglich der Deine!!
O Liebesrausch, den keine Worte geben,
Wo jeder Blick erstirbt in Thränenflüssen
Und jedes Wort in flammend langen Küssen,
Bist du ein wahres, hochverklärtes Leben,
Bist du ein Traum voll himmelreiner Dichtung,
Bist du ein Tod in seliger Vernichtung??

XIV.

Sie stand mit mir am nied'ren Fensterlein,
Um das des Abends späte Stürme schnoben;
Die Sterne gingen still am Himmel droben
Und sah'n verstohlen durch die Scheiben drein.
Ihr Angesicht, vom milden Mondenschein
So dämmerlicht, so zauberleicht umwoben,
Die dunklen Augen feucht emporgehoben, —
Schien sie mein Kind, mein Lieb nicht mehr zu sein.
Da faßte mich ein demuthsvolles Bangen,
Als könnte sie auf unsichtbaren Schwingen
Mir und der Erde unvermerkt entfliehen;
Ich wagt' es kaum, den Engel zu umfangen
Und ihren Leib in meiner Arme Schlingen
Herab zu mir, zur Erd' herab zu ziehen.

XV.

Du bist so schön, wenn voll von Wehmuthszähren
Sich unverhüllt Dein braunes Auge zeigt,
Wenn Deine Brust in sanften Wellen steigt
Und Deine Wangen freundlich sich verklären!
So schön, wenn sich in duldendem Gewähren
Dein Mund hernieder zu dem meinen neigt —
Und ach! Du kannst, von keinem Fleh'n erweicht,
So langen Groll in Deinem Busen nähren?
O wirf sie weg, die Maske, die Dich deckte,
Die mir in trüber, aufgezwung'ner Hülle
Dein schönes Aug', Dein schönes Herz versteckte;
Erhebe Deinen Büßenden vom Staube,
Sei wieder m e i n aus freier Herzensfülle,
Sei wieder Du, mein Liebchen, meine Taube!

XVI.

Entfleuch von hier, du weißes Blüthenblatt,
Von meiner Thräne, meinem Kuß befeuchtet,
Und suche dir, von Spähern unbeachtet,
Den Weg zu ihr in jener großen Stadt,
Und klag' ihr, welcher Trübsinn mich umnachtet,
Und sag' ihr, wie ich längst des Haders satt,
Und frage sie, ob sie verziehen hat
Dem Freund, der reuig nach Versöhnung schmachtet?
Wenn sie dann lächelnd mit dem Köpfchen nickt,
Dann komm' zurück in flügelschneller Eile,
Daß deine Botschaft meine Sehnsucht heile;
Doch wenn sie zürnend dich von dannen schickt,
Dann magst du bleich und welk im Sturm verwehen,
In Stromeswellen zitternd untergehen.

XVII.

Vor meinen Blicken schwebt ein Angesicht
Mit feinen Zügen, bleich und schmerzlich milde,
Dem Monde gleich, der durch das Nachtgefilde
Mit den verweinten Strahlen-Augen bricht.
Spät, wenn der Schlaf mein müdes Haupt umflicht,
Dann drängt sich's stumm in meine Traumgebilde,
Daß in mein Herz, das heiß bewegte, wilde,
Ein jähes Weh mit tausend Dornen sticht.
Das blasse Antlitz hat's mir angethan
Mit seinen Augen, die wie Sterne glimmen,
Mit seinen Lippen, die Korallen scheinen.
Ich schau' es lang' und immer länger an;
Dann scheint's im Dunkel mählig zu verschwimmen
Und ich muß weinen, laut und innig weinen.

XVIII.

O könnt' ich's heiß in diese Zeilen gießen,
Wie mir das Herz im Leibe stets ergrimmt,
Wenn ein Philisterlein ein Blatt von diesen
In seine saubern Sonntagshände nimmt!
Da wird mit Kunst getadelt und gepriesen
Und um den Werth ästhetisch abgestimmt
Und mit den Fingern pfiffig nachgewiesen,
Was für ein Brocken in der Sauce schwimmt.
Wie anders, wenn in warmer Brust verschlossen,
Von leiser Ahnung träumerisch umhaucht,
Ein neues Lied aus seinen Tiefen taucht!
Von süßen Wehen mächtig übergossen,
Erbebt das Herz und jauchzt und schwillt und ringt,
Bis seine Blüthe reif zum Tage dringt!

XIX.

Dem Kranz, den Deines Sängers Liebe flicht,
Darf auch das düstre, herbe Blatt nicht fehlen,
Denn nur, wo Licht und Schatten sich vermählen,
Gestaltet sich so Blume, wie Gedicht.
Und anders will's ja uns're Liebe nicht, —
Sie kam, um unter Wonnen uns zu quälen;
Heut' trägt sie himmelwärts die trunk'nen Seelen,
Die morgen spielend ihre Hand zerbricht!
Ist's doch ein Geist, der in den Liedern klingt,
So in des Schmerzes halbverbiss'nem Stammeln,
Wie im Entzücken, das nach Worten ringt;
Und soll ich je die losen Blätter sammeln,
So nimm sie, wie sie wechselnd mir entflieh'n,
Die Rosen nimm mit sammt den Dornen hin!

Inhalt.

Frauenlieb' und Leben.

In fünf Bildern.

1. Dämmerstunde 5
2. Der Kirchgang 15
3. Der Webstuhl 25
4. Hymne 33
5. Die Wiege 39

Räthsel der Liebe.

Novelle in zwei Büchern.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Konzert am Hofe 51

Zweites Kapitel.

Die romantischen Weiber 78

Drittes Kapitel.

Jules St. Alban an G*** M*** zu Paris 96

Viertes Kapitel.

Pour prendre congé 105

Fünftes Kapitel.

Zwei Herzen auf der Flucht 113

Zweites Buch.

Sechstes Kapitel.

Das verlorene Paradies 135

Siebentes Kapitel.

Das Räthsel 145

Achtes Kapitel.

Die Lösung und ein altes Intermezzo 154

Neuntes Kapitel.

Der Mantel der Liebe 162

Rosenkranz für Liebende.

I—XIX 165

Verbesserungen.

Seite	82	Zeile	12	lies	bereitete statt beretiete.
„	88	„	20	„	Kochbuche st. Kochtuche.
„	115	„	13	„	bewehrten st. bewahrten.
„	118	„	21	„	fremdem st. fremden.
„	122	„	11	„	Ansichten st. Ansätze.
„	124	„	23	„	Zufälligkeiten st. Gefälligkeiten.
„	126	„	18	„	ihn st. ja.
„	130	„	15	„	ab st. es.
„	141	„	11	„	ihm st. ihn.
„	142	„	25	„	Nie st. Wie.
„	160	„	30	nach	“und er„ ein Komma einzuschalten.
„	173	„	1	lies	halte statt hatte.

Durch alle Buchhandlungen ist auf Bestellung zu haben:

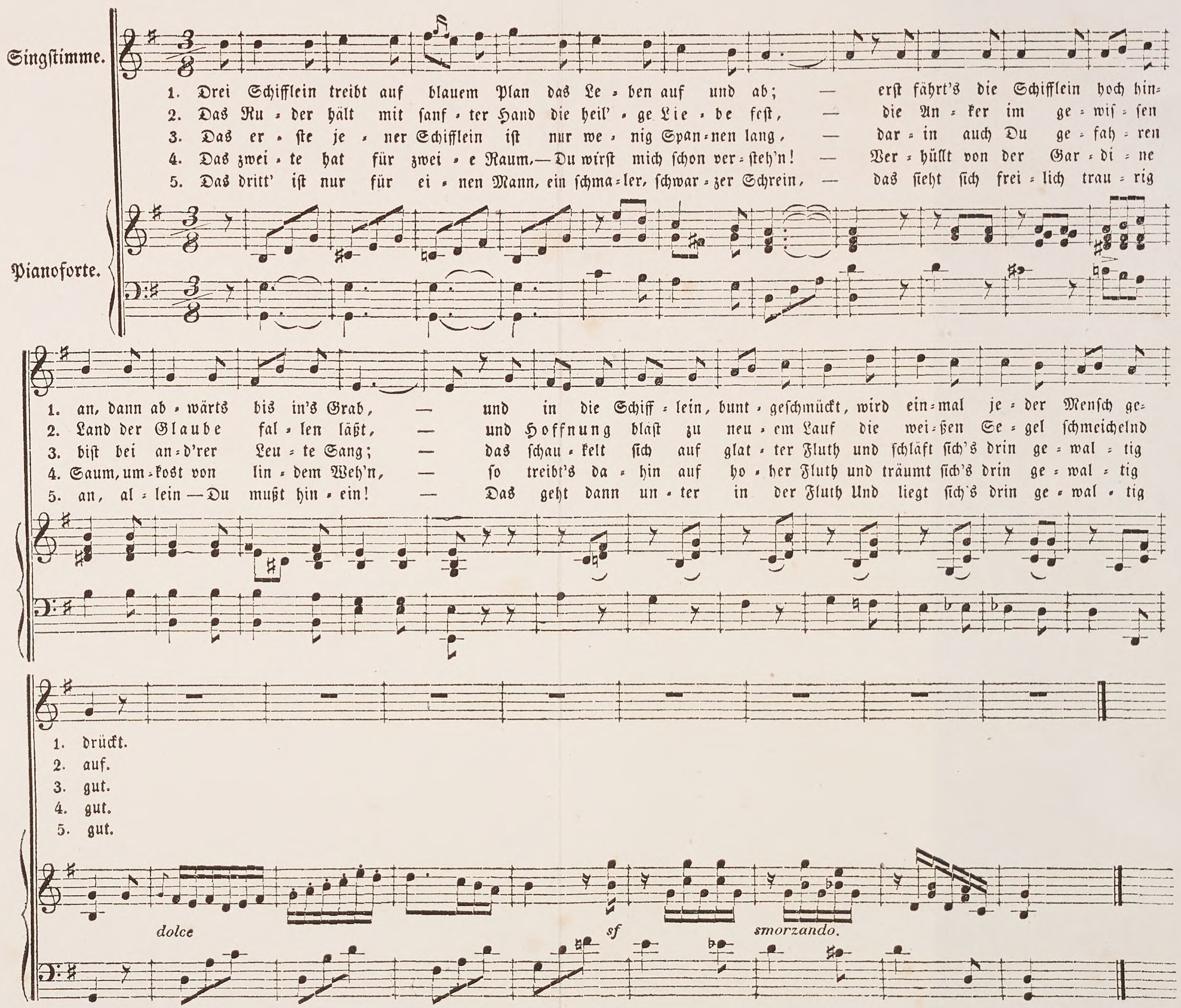
Schreger, D. C. H. Th. d. j.

Kosmetisches Taschenbuch für Damen, zur gesundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers durch's ganze Leben und in allen Lebensverhältnissen. Mit einem Titelkupfer. 8. Auf Schreibpap. 1 Thlr. od. 1 Fl. 48 Xr. Auf Druckpap. 12 Gr. od. 54 Xr.

Welch Geschenk käme dem holden Geschlechte willkommener, als eine Anweisung in der lieblichen Kunst, eben das schöne zu sein, der süßesten, aber flüchtigsten Gabe des Himmels einen längeren Flor zu verleihen, als der gemeine Naturlauf ihr zu gönnen scheint? Noch besitzen wir kein Werk, welches diesen Gegenstand so gründlich und vollständig, und zugleich mit so zartem Sinne für Schönheit behandelte. Ueber Pflege der Schönheit in jedem Alter und Lebensverhältniß, so wie über Vertilgung etwa vorhandener Flecken und Mängel, finden sich hier die bewährtesten Vorschriften; so wie auch der Anhang unschuldiger künstlicher Schönheitsmittel (Schminken) diejenigen befriedigen wird, welche nicht Lust haben, sich durch die leider so häufigen metallischen zu vergiften.

C. Köhler.

Allegretto.



STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG